P.O.germ.
1494 im

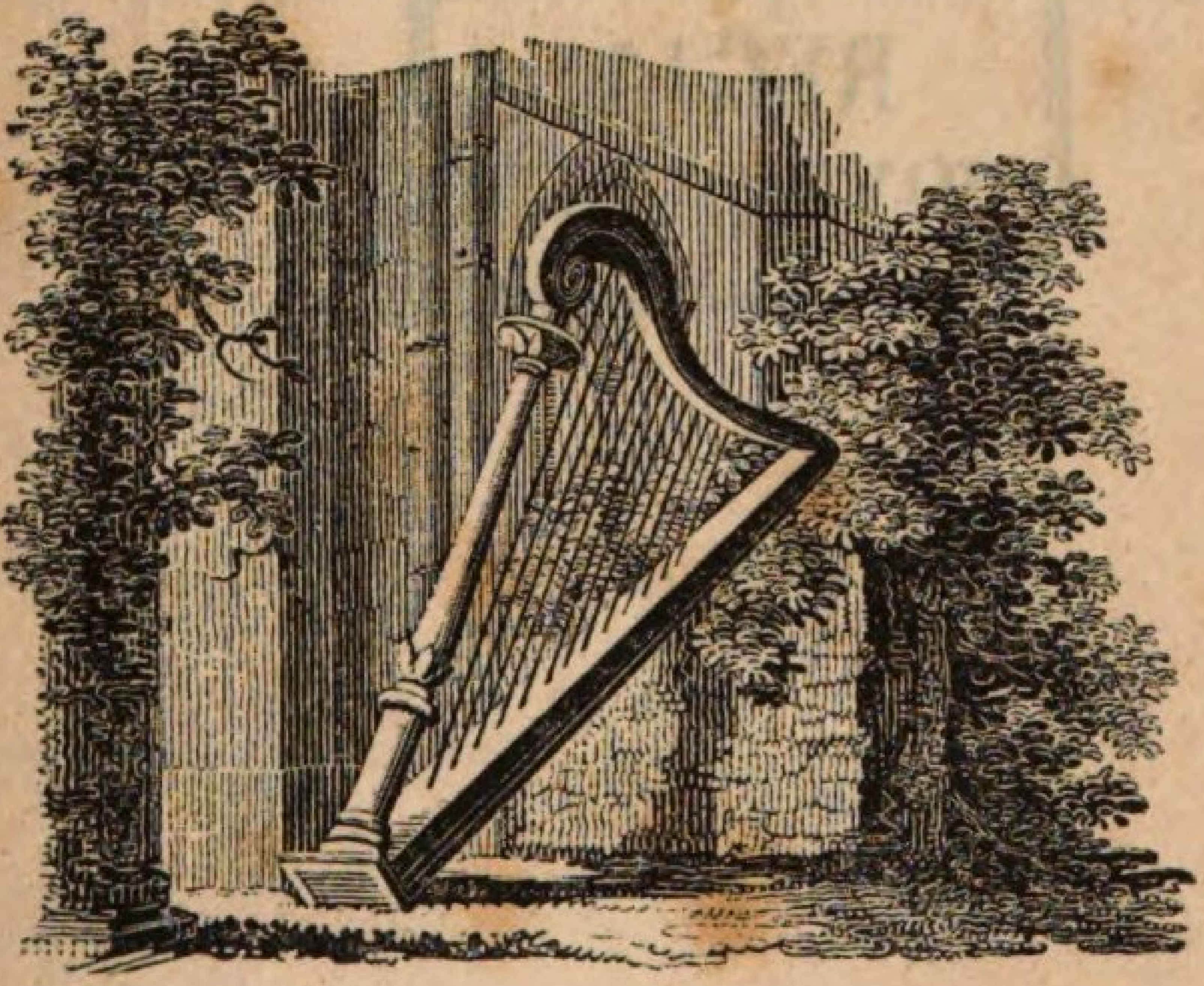
P.O. germ.
1494 im

[illegible]

Volksmährchen

aus

Franken



erzählt von

Willibald Veldegg.

Nürnberg, 1827.

Druck und Verlag von Friedrich Campe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Volksmährchen aus Franken.

Vorwort.

Die folgenden Erzählungen sind in Nebenstunden, zur Erholung von ernsthafte Berufsarbeiten, zur Zerstreuung, zur Beschäftigung mit harmlosem Phantasiespiele, geschrieben. Sie machen also gar keinen Anspruch auf den Ruhm hoher Dichtung, künstlicher Einkleidung und geschmückter Darstellung.

Diesen Gesichtspunct vor Augen, wird der Leser und Kunstrichter nicht mehr erwarten, als gegeben werden soll.

Hat jener, indem er dies Büchlein aus der Hand legt, eine Stunde stillen Rückblicks

auf die alte vergangene Zeit, eine Stunde beseligender Erinnerung an die Geistesfreuden der Kinderjahre genossen, so ist die Absicht des Erzählers erreicht.

Vielleicht findet aber auch der Kenner fränkischer Sitten, Volksmeinungen und Sprachweise sich hier einheimisch.

Und so mögen sie denn dahin flattern, diese Kleinigkeiten, unter den Tausenden der Eintagsfliegen ihrer Art! —

W. V.

Inhalt.

		Seite
I.	Der Mönch	1
II.	Die Zofen der Wasserkönigin	14
III.	Der Lindenkranz	24
IV.	Der Balkensteiger	35
V.	Die Wunder-Ente	50
VI.	Der Hund in der Nacht	60
VII.	Die Wettermacherin	73
VIII.	Der irrende Jäger	105
IX.	Der schwarze Vogel	114
X.	Die Hochzeit	131

Inhalt.

[illegible]

Seite

I. Der Mönch 1

II. Die Jagd der Waldkönigin 11

III. Der Unkenkranz 24

IV. Der Waldteufel .... [illegible]

V. Die Wunder-Eule 50

VI. Der Spuk in der Nacht 60

VII. Die Wettermacherin 73

VIII. Der irrende Jäger 105

IX. Der schwarze Vogel 114

X. Die Hochzeit 141

I.

Der Mönch.

Hinter dem Pfarrhause zu Rüdenau begränzt eine alte bemooste Mauer einen engen Hofraum und ein kleines Blumengärtchen. Dunkles Wintergrün rankt hier und dort an der Mauer hinan, und dazwischen erscheinen verblichene Kalk-Gemälde aus der biblischen Geschichte. Wenn die Abendwinde im Epheu flüstern, wenn des Vollmonds bleicher Schein herabfällt, und der Ruf der Geisterstunde im nahen Kirchthurm ertönt, dann wehet hier tiefe Kirchhofsstille und Gespensterschauer. Noch lebt die Sage im Dorfe, daß vor Zeiten öfters um Mitternacht eine vermummte Gestalt, mit herabhangenden Beinen, auf der alten Mauer sitzend gesehen worden; aber nur Wenige können noch Kunde davon geben. Laßt mich erzählen, was ich davon weiß! —

Das Ungewitter des dreißigjährigen Kriegs hatte ausgetobt, die zerstreuten Dorfbewohner hatten sich wieder gesammelt, die zerfallenen Wohnungen wurden wieder erneuet, die wüsten Felder wieder angebauet; da lebte Wolfgang Gutmann, ein frommer, redlicher Prediger, auf der Pfarre zu Rüdenau. Still und einfach war sein Wandel, einfach und sparsam waren seine Freuden. Sie bestanden fast allein in dem Besuch seines Gärtchens, und in der Pflege der mit Liebe und Sorgfalt darin gezogenen Blumen. Dort saß er auch oft in der dunkeln Geißblatt-Laube, und sammelte seine Gedanken zur Predigt, womit er am folgenden Tage seine Gemeinde zu erbauen gedachte. Dieses thun jetzt noch viele Pastoren, aber den Nebengenuß, mit welchem sie sich begeistern, den heißen, schwarzen Trank aus Arabien, und die Dampfwolke von virginischen Blättern, kannte Gutmanns Zeitalter noch nicht.

Als er nun einst an einem schwülen Sommertage mit dem Gießgefäße in der Hand unter seinen Lieblingen, den Kindern der Flora, herumwandelte, und jedes derselben nach Bedürfniß erquickte, trat zu ihm seine liebliche fünfjährige Tochter Brigitta, mit dem Auftrage von der Mut-

ter: daß er doch ja gleich herein kommen möge, indem ein fremder Herr da seye, und ihn zu sprechen verlange.

Mit welch freudigem Erstaunen trat Pfarrer Gutmann in die Stube, als er seinen alten trauten Schul- und Universitäts-Freund, Wilhelm Steiner, jetzt Prediger zu Bodingen, erblickte. Seitdem der Abschied von der Akademie sie trennte, hatten sie einander nicht gesehen; und das waren schon mehr als zehn Jahre. Welche herzliche Umarmungen, wiederholter Händedruck, Bezeugungen der Freude des Wiedersehens u. s. w. nun wechselten, bedarf keiner Schilderung. So freuten sich einst die Dichter Virgil und Horaz, als sie auf einer Reise unvermuthet sich trafen *). Unter dem seligsten Gespräche über vergangenes Beisammenleben, gemeinsames Studiren, und reuelos genossene Freuden der Jugend, nahete sich der Abend, und heitern Gemüths setzten sie sich zum ländlich einfachen Mahle nieder. Ein alter, ächter Landwein belebte ihre Unterhaltung; und so kam, ohne daß sie es inne wurden, die

*) „O qui complexus, et gaudia quanta fuerunt!"
Horat. Sat. I. 5, 40.

Stunde der Nachtruhe heran. Munter und gesprächig war noch Gutmann; aber nach der Schlafstätte sehnte sich der, von der sechsstündigen Wanderung ermüdete, Freund Steiner. Sie trennten sich also für heute mit einem herzlichen: Gute Nacht! Auch die fromme, geschäftige Hausfrau suchte die Ruhe; und seit zwei Stunden schon lag die holde Brigitta in den Armen des erquickenden Schlafs.

Da fiel dem Pfarrer Gutmann bei, daß, als er heute in der Eile aus dem Garten gegangen, er in der Laube ein Buch zurückgelassen habe. Noch wollte er, da der Schlaf ihn floh, darin lesen, und also trat er durch die hintere Thür in den Hof, um von da in das Gärtchen zu gehen.

Eine warme Nachtluft hauchte ihn an, im zweifelhaften Schimmer des Vollmonds lagen die engen Räume vor ihm, und der letzte Schlag der eilften Stunde summte noch vom Thurme herab; da ward es ihm, als hörte er ein Seufzen und Stöhnen, und zugleich erblickt' er eine Gestalt, wie die eines Mönchs, auf der alten Hofmauer sitzend. Nicht blos von einer frommen und sanften, sondern auch von einer starken, gottvertrauenden Seele war Gutmann belebt; und also

nahete er sich furchtlos der niegesehenen Erschei- nung. Mit den Worten: „Alle gute Geister „loben Gott den Herrn! — Wer bist „Du? — Was willst Du hier?“ — sprach er sie an. Aber die Gestalt antwortete nicht, sondern hob blos die gefalteten Hände empor, schlug die, mit Ketten gefesselten Beine zusammen, und sah starr den Pfarrer an mit hohlen Augen im aschfarbenen Gesichte, von welchem ein dichter Silberbart über die Brust herabragte. Tief be- wegt betrachtete Gutmann dieses Gespenst. Und abermals hob es die Hände empor, und klirrte mit den Ketten an seinen Füßen. Da kam ihm der Gedanke, ob dasselbe nicht vielleicht wünsche, von seinen Fesseln entledigt zu werden. Er trat heran, untersuchte die eisernen Beinschellen, und nahm bald gewahr, daß sie leicht zu öffnen und abzunehmen seyen. Er that es; und siehe! so- gleich sprang die Gestalt von der Mauer herab, fiel ihm zu Füßen, that ihren Mund auf, und sprach mit hohler, gleich einer dem Grabe entstei- genden Stimme: „Gesegnet seyst Du, Ge- „weihter des Herrn! Du, der Du mich „von den Fesseln befreit hast, in wel- „chen ich seit Jahrhunderten mit qual-

„voller Sehnsucht der Erlösung entge-
„gen schmachtete.“ — Erschrocken wiederholte Gutmann die Frage: „Wer bist Du?“ — „Willst Du dies wissen,“ erwiderte das Gespenst, „so folge mir in jene Laube, wo ich, „umgeben von dem Dunkel der Nacht, Dir ein „grausiges Ereigniß aus meinem Wandel auf Er-
„den erzählen werde.“ —

Schweigend folgte ihm der Pfarrer, schweigend traten sie in die finstere, vom nächtlichen Duft der Jericho-Rose erfüllten Garten-Laube, schweigend setzten sie sich auf die alten Holz-Bänke nieder. Eine schauerliche Finsterniß umgab sie. Da fing das Gespenst an zu reden, und begann folgende Erzählung:

„Wisse, daß ich vor dreihundert Jahren im Leben, und ein Bruder des Carmeliter-Klosters Vogelsburg, auf der Höhe am Main, gewesen bin. Oft kam ich zu jener Zeit hieher, um dem Pfarrer im Gottesdienst Beistand zu leisten; auch war ich viel bei dem Ritter Cunz von Gnottstadt, der damals in der, nun längst zerstörten Burg, dort jenseits der Kirche am Graben, sein Wesen trieb. Der Ritter mochte mich wohl leiden, denn ich wußte ihm manchen lu-

stigen Schwank zu erzählen, verstand mit seinen Gästen zu kurzweilen, und — konnte auch mit ihm trinken. Aber er war ein arger Geselle. Mit allen seinen Nachbaren lebte er in Fehde und Unfrieden, streifte täglich mit seinen reisigen Knechten in der Gegend umher, und machte Jagd auf allerlei Beute. Heute hielt er dort oben am Waldwege, und fiel unversehens die erschrockenen Holzbauern an, spannte ihnen ihr Zugvieh aus, und führte es mit sich anheim in die Ställe seiner Burg. Tags darauf lag er versteckt im Breitholz, lauerte auf Kaufmanns-Fracht, die von Kitzingen herauf kam, und nahm sie raubweise mit sich nach Hause. Zu anderer Zeit fing er die Hintersassen der Gutsherren, mit denen er in Fehde stand, ließ sie in den Thurm legen, und gab sie nicht eher los, als bis ihr Herr, oder ihre Verwandten, ein schweres Lösegeld für sie bezahlt hatten. Er war der Schrecken aller Nachbaren, die seine Freundschaft nicht suchten, aller reisenden Kaufleute, und aller Bauern, deren Herren seine Feinde waren.

Eines Tags, als ich im fröhlichen Tischgespräche, bei vollen Bechern mit ihm zu Tische saß, führten seine Reitleute ein altes armes

Bäuerlein herein, dessen Verschulden in nichts anderem bestand, als daß er Unterthan des Ritters Albrecht von Vestenberg zu Haßlach war, gegen welchen Cunz von Gnottstadt Zwietracht und Feindschaft hegte.

Sobald diesem gemeldet wurde, wer die Herrschaft des Bauern sey, ließ er den Thurm-Wächter rufen, und befahl ihm, den Gefangenen ins tiefste Burgverließ hinab zu lassen. Mit wehmüthiger Geberde flehte der Arme um Erbarmen und Loslassung. Aber der Ritter donnerte mit rauher Stimmung ihn an: „Fort mit Dir! — „Es ist genug, daß Du Hintersaß des stolzen „Albrechts von Haßlach bist, der so lange „schon Uebermuth gegen mich übte.“ —

Nun wandte der Bauer sich an mich mit den Worten: „Ehrwürdiger geistlicher Herr! Nehmt „Euch doch meiner an, und verleihet mir ein „Fürwort beim gestrengen Junker.“ — Aber herzlos und frevelmüthig spottete ich sein, indem ich erwiderte: „Alter Graukopf! Du darfst „versichert seyn, daß Dein Herr, sobald er Deine Gefangenschaft erfährt, alsogleich zum wenigsten hundert Goldgülden für Deine Freilassung

„hieher senden wird. Laß Dir indessen im Thur„me die Zeit nicht lang werden!“ — Einen wehmüthigen, aber vielsagenden Blick warf der Alte mir zu, und — ward abgeführt.

Bald darauf kehrte ich in mein Kloster zurück; Monate vergingen, bis ich wieder nach Rüdenau und zu dem Ritter Cunz kam.

Nach einigen Tagen fiel mir bei, zu fragen, was aus dem alten Bäuerlein geworden, das bei meiner letzten Anwesenheit gefangen, und in den Thurm gelegt worden seye? — Der Ritter that, als ob er meine Frage nicht gehört habe. Ich schwieg also gegen ihn hievon; aber nach Tisch vertraute mir leise der Schildknappe Heinrich, daß der Bauer, nachdem er wochenlang im Burgverließ geschmachtet habe, eines Morgens todt sey gefunden worden. Diese Nachricht ging mir tief zu Herzen, denn nun peinigte mich der Vorwurf des Gewissens, daß ich den Armen durch meine Verwendung beim Ritter vielleicht hätte retten können. Mein gewohnter Frohsinn floh mich für heute; ungern gehorchte ich der Einladung des Ritters, den Abend hindurch bei ihm zu bleiben, und in seiner Veste zu übernachten. Früher, als sonst geschah, verließ

ließ ich die, diesmal nicht sehr heitere Abendmahlzeit und suchte Einsamkeit und Ruhe in dem mir bestimmten Schlafgemache. Aber Ruhe, Ruhe meines Gewissens ward mir nicht zu Theil. Schlaflos hatte ich schon stundenlang die Wetterfahnen schwirren, die Fensterläden und Thüren knarren, eingesperrte Jagdhunde heulen, und Todtenvögel krächzen gehört, als es mir vorkam, mein kleines Fenster werde plötzlich aufgestoßen, und ein Wind fahre über mein Lager dahin. Erschreckt richtete ich mich auf, und sah beim spärlichen Schimmer der Nachtlampe zu meinen Füßen eine Nebelgestalt stehen, die über mein Bette sich hinbeugte, und mit leiser Stimme die schrecklichen Worte mir zuhauchte: — „Ich bin der abgeschiedene Geist des armen Bauers, den der Burgherr im Thurme verschmachten ließ. Du konntest und mußtest mich Unschuldigen retten, denn die Pflicht Deines Standes gebot es Dir. Aber Du thatest es nicht, und dafür trifft Dich nun die Strafe Gottes, die ich Dir jetzt ankündige. Deiner Tage auf Erden werden wenige mehr seyn, und im Grabe wirst Du die Ruhe der selig Verstorbenen nicht finden. In jeder Mitternachtsstunde wird deine Hülle in Gespen-

„ster-Gestalt erhoben, und mit gefesselten Füßen „an einen Ort gesetzt werden, wo Nachts keines „Menschen Fuß wandelt. Dieses wird allnächtlich „so lange geschehen, bis Jemand Dir ungerufen „sich nahet, und freiwillig Dich Deiner Banden „entlediget.“ — Hierauf verschwand die Gestalt. — Noch in dieser Nacht wurde ich krank. Ein Frostschauer durchbebte mein Innerstes. Am folgenden Tage vermochte ich nicht mein Lager zu verlassen; die Folter des Gewissens und ein glühendes Fieber zernagten den Faden meines Lebens. Meine Sinne verwirrten sich, und bewußtlos schied ich aus dem Reiche der Lebendigen. Aber Martern der Hölle ging ich entgegen, denn wisse, daß es unsägliche Pein ist, die Ruhe des Grabes nicht genießen zu können, daß den verbannten Geistern die Stunden zu Jahrhunderten werden, und daß ihre Sehnsucht nach Erlösung der schrecklichsten Fieber-Angst gleich ist. Diese Qualen habe ich nun dreihundert Jahre hindurch erduldet. Schließe davon auf mein Gefühl der Seligkeit, welches mich jetzt belebt, und auf den Dank, den ich Dir schuldig bin. Aber mit Geld und Gut kann ich Dir die Barmherzigkeit nicht vergelten, die Du an mir gethan hast! Empfange jedoch meinen Se-

gen, ehe ich von Dir scheide, und für immer zur Grabesruhe eingehe.

Gott wird es Dir wohl gehen lassen auf Erden. Er wird Dich mit Reichthum segnen, und Dir Freude erleben lassen an Deinen Kindern. Aber weiche nicht ab von der Bahn der Tugend, und erzeige, so viel Du vermagst, Hülfe und Trost den Bedrängten! — Verschweige, was ich Dir sagte, vor Jedermann, bis Du fühlst, daß Dein Lebensende sich nahet; dann magst Du es wohl Deinem Beichtvater vertrauen. Gehab Dich wohl!" —

Also verließ das Gespenst den, von der Erscheinung tief ergriffenen, Pfarrer. Er sah es im Mondscheine dahin schweben, und oben am Ende der Kirche verschwinden. Mit bewegter Seele ergab er sich nun der spät erreichten Nachtruhe, und umsonst suchten des andern Tags seine besorgte Gattin und Freund Steiner die, auf seiner Stirne schwebende, schwer zu verhehlende, Wolke des Ernstes zu erforschen. Sie mußten sich mit der, von einer unruhigen, schlaflosen Nacht geborgten Entschuldigung begnügen.

Der Segenswunsch des Mönchs blieb nicht unerfüllt. Pfarrer Gutmann erreichte im Wohl-

stand ein hohes, glückliches Alter, sah, als beglückter Vater, Kinder und Kindeskinder, feierte sein Priester=Jubiläum, und starb geehrt und geliebt von Jedermann im Jahre 1695. Niemand hat bei seinen Lebzeiten etwas von ihm über seine nächtliche Erscheinung erfahren; blos unter seinen hinterlassenen Schriften fand sich, lange nach seinem Tode, die Aufzeichnung des Begegnisses. Von dem, auf der Mauer sitzenden, Mönch hat nachmals Niemand mehr etwas gesehen.

II.

Die Zofen der Wasserkönigin.

Eine niedrige Wiesenfläche zieht vom Dorfe Tellheim sich nordwärts hinab. Darin befindet sich ein furchtbarer Wasserschlund, von welchem ein stillfließender Bach ausströmt. Man glaubt, daß die Tiefe dieses unerschöpflichen Schlundes unergründlich sey; auch will man zur Mittagszeit, wenn in den Sommer-Monaten die Sonne am höchsten steht, und kein Lüftlein den klaren Spiegel des Wassers bewegt, in der Tiefe große stattliche Gebäude, und ein wundersames Gewimmel durcheinander laufender Wesen, erblickt haben. Ja, rings, um des Schlundes Rand sollen, im Mondscheine um Mitternacht, weißschimmernde tanzende Frauengestalten, mit dazwischen lodernden blauen Flämmchen, gesehen worden seyn.

Am Sonntage nach Johannis des Täufers Tag herrschte, wie gewöhnlich, Jubel und Fröhlichkeit zu Tellheim. Alt und Jung gingen in Feierkleidern einher. Knaben und Mädchen hüpften und sprangen und trieben des lustigen Muthwillens Allerlei. Vor dem Gemeindehause stand ein hoher Tannenstamm aufgerichtet, oben unter der Krone mit einem großen vielfarbigen Blumenkranze, und rothen und weißen flatternden Bändern geschmückt. Die Schornsteine auf den Beckerhäusern rauchten, und aus den Thüren derselben wurden Käs- und Kirschen-Kuchen von eilfertigen Weibern und Mädchen hervorgetragen. Im Wirthshause ertönte Musik; — kurz, es war — was der geehrte Leser schon errathen hat — Kirchweihe zu Tellheim.

Pankrazius Kreuzberger, der alte, ernste Prediger, hatte kaum den Nachmittagsgottesdienst geschlossen, und, während daheim seine Gattin Vorbereitungen zum Empfang unvermeidlicher Kirchweih-Gäste machte, die ungeduldige christliche Gemeine wiederholt zur Mäßigkeit im Freudengenuße, zur Ehrbarkeit und Friedfertigkeit ermahnt, die Glocke hatte kaum das Ende der Andacht verkündigt, als Posaunen, Schallmeyen

und Hörner aus dem Fenster des Wirthshauses erschallten, und die Dorfwelt zum Tanze herbei riefen. Alles strömte nun zum Orte der Freude. Das bunte Gewühl der Jünglinge und Mädchen bildete sich zu Tanz-Paaren. Die Alten saßen hinter den Tischen, und ergötzten sich bei vollen Gläsern feurigen Weins mit Gesprächen von ihren Feldern und Rindern. Die Frauen betrachteten mit Freude ihre schöngeputzten Töchter, sprachen redselig von ihren gelungenen oder mißlungenen Kirchweih-Fladen, und thaten zuweilen nippend Bescheid aus den Weingläsern, welche ihre Gatten oder Gevattern ihnen darreichten.

Schon hatten zwei Stunden hindurch die Tanzenden in fröhlichen Kreisen sich gedreht, schon war die jubelnde Freude immer lauter und lauter geworden, schon begann es an Raum in der Herberge zu fehlen, da hörte man von außen vielerlei Stimmen der Verwunderung, sah einige neugierige Mädchen an die Thüre eilen; und siehe! da traten in einer Reihe herein fünf holdselige Mädchengestalten, in weißen, mit meergrünen Bändern verzierten, Kleidern, und lang auf den Rücken hinabwallenden blonden Haaren. Kränze, aus schmalen Schilfblättern zierlich geflochten, um-

gaben Stirn und Wangen, an den Rosenfingern glänzten goldne Ringe mit Smaragdsteinen, und in leichten grünseidenen Schuhen waren die niedlichen Füßchen versteckt.

Freundlich grüßten sie die erstaunte Gesellschaft. Eine tiefe Stille herrschte, die Musik war verstummt, und Jedermann fragte vergeblich seinen Nachbar: „Wer sind die? — Von wannen kommen sie?“ — Niemand war da, der Kunde zu geben vermochte. Da kam es endlich einigen der ersten Jünglinge des Dorfs in den Sinn, (die scheelsehenden Mädchen hätten es nicht gethan,) die Regeln der Höflichkeit gegen die schönen Unbekannten zu beobachten, und sie einzuladen, Sitze zu nehmen. Mit freundlich dankenden Worten geschah es. Gleichermaaßen wurden dargebotener Kuchen und Wein angenommen, und mit noch vergnügterem Gesichte folgte die älteste der Jungfrauen, als Veit, der schlanke zwanzigjährige Sohn des Schultheißen, zum Tanze sie aufforderte. Bald hatten die andern auch ihre Tänzer gefunden, die Musik hatte wieder begonnen, und nun walzten sie alle im frohlichen, fränkischen Ringeltanze umher. Wie leicht, gewandt und zierlich aber die fremden vornehmen Jung-

fern dahin schwebten, so etwas war zu Tellheim noch nie gesehen worden. Die Augen der Dorfmädchen ruheten neidisch auf ihnen, und Alt und Jung drängte sich heran, das seltene Lustspiel zu schauen.

Zu der Bewunderung desselben gesellte sich aber nun die Neugierde, zu wissen: wer die Unbekannten seyen, und woher sie gekommen? — Der schlanke Veit und seine gesprächige Mutter unternahmen es, diese Frage, in Worte der Zutraulichkeit gekleidet, an sie zu richten. Aber ein ernstes, bedeutendes Schweigen benahm ihnen den Muth, sie zu erneuern.

Als aber allmählig der Tag sich neigte, gab die älteste der Jungfrauen den andern einen vernehmbaren Wink, zum Aufbruch sich anzuschicken. Vergebens war bei den vier ältern die Bitte um längeres Verweilen; nur die jüngste, vom mächtigen Geiste der Lust und des Frohsinns ergriffen, wünschte noch länger zu bleiben. Sie hing so eben am Arme des milchweißen rothwangigten Jünglings Christian, der Schreiber beim Amtmann des Dorfs war. Seinen liebkosenden, dringenden Bitten vermochte sie nicht zu widerstehen. Du weißt, sagte ihr die ältere Gefährtin,

was uns geboten ist, du weißt, was dir bevorsteht, wenn du diesem Gebote nicht gehorchest. Erinnere dich dessen, und folge uns! — Die Lustberauschte wankte; — aber ein zärtlicher Blick, und ein Händedruck von Christian löschte in ihrem leichtbeweglichen Herzen alle Besorgnisse aus. Sie blieb; versicherte baldiges Nachkommen, und bat, sie einstweilen daheim zu entschuldigen. Mit trübem, schmerzlichen Gesichte verließen nun die andern den Tanzplatz, sahen noch einmal wehmüthig auf sie zurück, und wandelten dann ihre Straße dahin. Am Ausgange des Dorfs verschwanden sie, so daß Niemand sagen konnte, wohin sie gekommen waren.

Die Zurückgebliebene überließ sich nun mit erneuetem Wonnegefühle dem rauschenden Vergnügen des Tanzes. Auch blieb sie, des Verbots nicht eingedenk, ihre Herkunft gegen männiglich zu verschweigen. Der freundliche Christian, und der schlanke muntere Veit, nebst seiner Mutter, wußten mit süßen Worten ihr das Geheimniß zu entlocken. Vom Tanze endlich ermüdet, setzte sie sich zu jenen Dreien, und begann mit leiseflüsternder Stimme folgende Erzählung:

„Wir, die Ihr uns hier gesehen habt, sind

Dienerinnen der mächtigen Königin des großen Wasserreichs, und ich, Walassa, bin die jüngste derselben. Dies Reich ist im Innern der Erde weitverbreitet, und hat einen seiner tausend Ausgänge auf die Oberwelt dort unten im Wiesengrunde, wo, wie Ihr wißt, ein starker Mühlbach hervorquillt. Unermeßlich ist das Reich unserer Königin, und zahllos ist die Menge der tausendfältigen Einwohner desselben, über welche sie, die nimmer stirbt, seit unnennbarer Zeit schon das Zepter führt. Aber sie ist auch gütig gegen uns, und erlaubt uns zuweilen auf die obere Menschenwelt zu kommen, und die Freuden derselben zu genießen. Dazu bedürfen wir aber einer Verwandlung unserer Natur; denn ohne dieselbe vermögen wir, so wenig als ein Fisch, außer dem Wasser zu leben. Es wird aber diese Verwandlung augenblicklich bewirkt, wenn die Königin uns mit ihrem Herrscherstabe berührt. Ist dies geschehen, dann steigen wir pfeilschnell aus der Tiefe empor, schauen uns auf der Oberwelt um, und belustigen uns mit Tanzen im Mondschein an den Ufern der Wasserschlünde. Auch wird uns oft erlaubt, am hellen Tage uns unter Menschen zu mischen, und an ihren

Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Doch ist uns aufs strengste geboten, zur bestimmten Zeit wieder zu kehren, und zu verschweigen, wer wir sind, und woher wir gekommen. Diese Erlaubniß erbaten, und erhielten wir denn auch heute, da wir wußten, daß zu Tellheim, so nahe an einem der Ausgänge des Wasserreichs, Kirchweih gefeiert werde.“ Als sie dieses gesprochen, hielt sie schnell inne, und versank in tiefes Nachdenken. Plötzlich aber brach sie, wie aus einem Traume erwachend, in die Klage aus: — „Wehe mir, wehe mir Unglücklichen! Ach was that ich, daß ich so lange bei euch verweilte! Schon ist die Stunde verflossen, wo ich mit meinen Gefährtinnen wieder vor dem Angesicht unserer Königin stehen sollte. Schwere, blutige Strafe wird mich treffen, wenn ich die Oberwelt nicht alsbald verlasse; und kaum darf ich hoffen, Verzeihung meines Leichtsinns zu erhalten. Bin ich Euch lieb geworden, so begleitet mich bis zur Stätte, wo ich von Euch scheiden werde, und merket wohl auf das, was ich Euch sage.“ —

Als die Jungfrau dieses gesprochen, riß sie sich von dannen; und mit bangem Schweigen folgten ihr Veits Mutter, und einige Mädchen

des Dorfs; hinunter auf die Wiesenfläche zu dem tiefen Wasser-Schlunde waren ihre eilenden Schritte gerichtet. Die Sonne warf so eben ihre letzten Strahlen auf die Flur, als sie dort ankamen. Mit pochendem Herzen standen sie stille. Da hub die Zofe der Wasser-Königin an: „Ich springe nun in diesen Schlund, und fahre schnell in seine Tiefe. Verweilet hier einige Minuten, und verwendet euern Blick nicht von der Mitte des Tümpfels. Sehet ihr einen Schwall hellen Wassers emporwallen, so wünschet mir Glück, denn ich habe Verzeihung erhalten. Ist es aber Blut, dann weinet über mich Unglückliche; denn es hat mich der Zorn der Königin und die Todesstrafe getroffen.“ — Bebend fuhr sie nun hinab, und mit angstvollem Erwarten standen ihre Begleiterinnen am Ufer. Bald drehte die Mitte des Wassers sich wirbelnd empor, öffnete sich, ein brausender Windstoß fuhr heraus, und ach! ihm folgte ein hochaufspritzender Blutstrahl. — Einen Schrei des Entsetzens stießen die Umstehenden aus, verließen alsbald mit Thränen die schauerliche Stätte, und erzählten daheim, zu Jedermanns Klage, die traurige Geschichte.

Seit dieser Begebenheit sind hundert Jahre verflossen. Die tanzenden Jungfrauen am Ufer im Mondschein wurden seitdem nicht mehr gesehen; doch hüpfen zur Zeit der Tellheimer Kirchweih noch bläuliche Lichter zuweilen am Rande des Wasserschlundes.

III.

Der Lindenkranz *).

Kaiser Heinrich, seines Namens der Zweite, den man auch nennet den Hinkenden und Heiligen, hielt gern Hof in seiner geliebten Stadt Babenberg. Dort hatte er, nebst seiner Gemahlin Kunigund, von Gottseligkeit und frommen Eifer getrieben, ein Bisthum und andere Stifter errichtet. In den Kirchen dieser Stifter Andacht zu üben, war Labsal für seine Seele. Aber deshalb entsagte er nicht der Freude am edlen Waidwerke; denn von grauen Zeiten her wurde das Erlegen eines Häsleins, oder wilden Schweins, für eine hohe Fürstenlust gehalten. Die-

*) Nach einer Fabel in Chronic. Rothenburgens. ap. Raim. Duellii Miscellan. T. II. p. 262.

ser Lust wegen weilte nun Kaiser Heinrich nicht weniger gerne zu Babenberg; denn in der Gegend umher lagen große kaiserliche Bannforste, der Steigerwald, der Haßberg, die Waldungen der alten Königspfalz Vorchheim und der nahe Hauptsmoor. Wenn der Kaiser auszog mit glänzendem großen Gefolge von Fürsten, Grafen und Rittern, von Wildmeistern, Jagdjunkern und Schützen; wenn die Hörner ertönten, die muthigen Rosse den Boden stampften und die Zeugwagen daher rasselten, dann öffneten sich schnell alle Fenster in den Strassen Babenbergs, durch welche der lange stattliche Zug sich bewegte. Die Blicke der Schönen der Stadt hafteten dann mit Wohlgefallen — nicht auf dem alten hinkenden Kaiser, sondern auf den jungen schlanken Jagdjunkern, und Waidmännern, welche in funkelndem Jägergeschmeide einher ritten. Unter diesen zeichnete sich Walther, der Leibjäger des Kaisers, aus; welcher daher zu Babenberg nur der schöne Jäger genannt ward. Es war aber Walther nicht blos schön, sondern auch bieder und rechtschaffen, und daher geliebt und geehrt von Jedermann, dem er bekannt war. Kaiser Heinrich mochte nicht ohne ihn seyn, und auch von der Kaiserin Ku-

nigund, welche an der Heiligkeit ihres Eheherrn nicht allezeit ein sonderliches Vergnügen gefunden haben soll, war er sehr wohl gelitten. Von dieser Wohlgeneigtheit machte aber Walther keinen Gebrauch, denn er gedachte an das, was im 39. Kapitel des ersten Buchs Mosis geschrieben steht.

Eines Tags, als der Kaiser in den Gebirgsforsten am rothen Main jagte, und einen Edelhirsch mit heftiger Jagdgier verfolgte, entkam er von seiner Begleitung, gerieth in die dichteste Wildniß, und sah sich plötzlich allein, ohne zu wissen, wie es gekommen war. Da beschloß er umzukehren; aber unversehens trat ein mannshoher, ergrimmter Auerochs ihm entgegen, brüllte mit schrecklicher Stimme ihn an, und drohte mit seinem furchtbaren Gehörne. Des Ungeheuers allein Meister zu werden, hoffte der erschrockene, zaghafte Kaiser nicht, und zum Entfliehen war weder Raum noch Zeit. Mit mächtigem Sprunge war das, vom Jagdlärm im Forst aufgeregte, erboste Thier heran gekommen. Schon hatte es das Roß des Kaisers hart verwundet, schon drohte es, den zweiten Stoß gegen ihn selbst zu führen, schon hatte der alte Herr seine Seele Gott und

allen Heiligen empfohlen, als plötzlich der Leibjäger Walther aus dem Gebüsche hervor brach, und, seines eignen Lebens nicht achtend, mit behender, kräftiger Faust seinen Jagdspieß dem Unthiere so tief in den Leib stieß, daß es alsbald brüllend zu Boden stürzte, und unter gräßlichem Schnauben, Sträuben und Zucken sein Leben aushauchte.

Sogleich stieß Walther dreimal ins Hüfthorn, um dem Jagdgefolge ein Zeichen zu schneller Heraneile zu geben. Bald war die ganze Schaar um den Kaiser versammelt, und Jedermann erhob mit lautem Lobspruch den Muth und die That des Leibjägers Walther.

Da sprach Heinrich, als er von seinem Schrecken sich erholt hatte: „Walther! Du hast Uns heute große Treue erwiesen; dessen werden Wir niemals vergessen. Aber damit auch Du dessen eingedenk bleibest, und ein Zeichen Unserer kaiserlichen Gnade und Erkenntlichkeit Dir werde, so nahe Dich, und empfange den Lohn für Deine That, welche Wir der kühnsten Ritterthat gleich achten." —

Walther trat aus dem Kreise hervor, ließ, nach erhaltenem Winke, vor dem Kaiser auf ein

Knie sich nieder, und empfing von diesem den feierlichen Ritterschlag. Dabei sprach der Kaiser: „weil Wir die goldene Ritter-Kette, welche Wir jetzt Dir umhängen sollten, zur Zeit nicht bei Handen haben, so nehme einstweilen ein anderes Denkzeichen des heutigen Tags hin.“ Damit brach Heinrich vom Lindenbaum, unter welchem die Schaar hielt, einen jungen Zweig ab, bog ihn in verschränkten Kranz zusammen, und gab ihn an Walther mit den Worten: „Empfange diesen Lindenkranz mit seinen acht Blättern von Deinem gnädigen Kaiser zum immerwährenden Andenken an diese Stunde. Du und Deine Nachkommen sollen das Bild dieses Kranzes im Wappenschild führen, und eines andern niemals gebrauchen. Sey übrigens Unserer kaiserlichen Gnade und Wohlgeneigtheit noch ferner versichert.“

Mit ehrerbietigster Dankeserstattung erhob sich nun der Ritter Walther, und empfing die aufrichtigen Glückwünsche aller Umstehenden.

Sogleich ritt der Kaiser mit seinem Gefolge von dannen, und zog gen Vorchheim, wo Kunigund seiner wartete. Ein vorauseilender reisiger Knecht hatte ihr von des Kaisers Aben-

theuer und glücklicher Rettung durch Walther Kunde gebracht, und große Freude bei ihr erweckt. Des andern Tags zog Heinrich mit seiner zahlreichen Begleitung zu Vorchheim ein. Ihm zu Ehren gab Kunigund ein köstliches Banket und großes Tanzfest, und der entzückte Ritter Walther ward von der Kaiserin eines kurzen freundlichen Ehrentanzes gewürdiget, welchem der hinkende Kaiser mit etwas krauser Stirne zusah.

Tags darauf, als Heinrich und Kunigund beim Morgen-Imbis allein beisammen saßen, hub diese an: „Allergnädigster, liebwerthester Gemahl! Ihr habt zwar den Leibjäger Walther zum wohlverdienten Lohn für seine Treue und tapfere That, deren auch ich mich hoch erfreue, die Ritterwürde und ein Wappen verliehen; hievon wird er aber absonderlichen Genuß nicht haben, woferne Ihr ihn nicht auch zugleich mit einem einträglichen Landgute, wie dessen sein neuer Stand es bedarf, begnadigen werdet. Erlaubet also, daß ich Euch hieran erinnere und eine Vorbitte für Walther einlege.“ —

„Dessen hättet Ihr Euch erübrigen können, geliebteste Kunigund,“ gegenredete der Kai-

ser, „denn ich habe deshalb meinen Entschluß schon gefaßt, und werde ihn vollziehen lassen, sobald wir wieder zu Babenberg angelangt seyn werden." —

Kunigund verstand diese Rede zu deuten, brach das Gespräch von Walther ab, und bald erhob sich der Kaiser und mit ihm der ganze Hof zum Abzuge nach der geliebten Stadt. Die Kaiserin, mit ihren Edelfräulein, Zofen und Dienern, schwamm in einem glänzend verzierten Schiffe, unter Schallmeyen- und Trompeten-Tönen, auf dem Rednitzfluße hinab. Der Kaiser aber, auf reichgeschmücktem Pferde, zog zu Lande, umgeben von seinem Jagdgefolge, durch die blühenden Dörfer, Auen und Haine am rechten Ufer dahin.

Am Eingange der Stadt wurden sie von der Stiftsgeistlichkeit mit Kreuzen und Fahnen, von dem Stadtschultheißen, Bürgermeister und Schöpfen empfangen, mit Glückwünschungen begrüßt, und alsbald im feierlichen Zuge hinauf zur hohen Domkirche geleitet. Hier stieg der Kaiser vom Pferde, begab sich mit seiner Gemahlin in den kaiserlichen Betstuhl im Chor, und warf sich hier mit inbrünstiger Andacht auf die Knie nieder,

um Gott und der himmlischen Jungfrau für die, ihm wiederfahrne Lebensrettung zu danken. Ein feierliches Hochamt begleitete sein Dankgebet, und reichliche Spenden und Schenkungen des Kaisers an alle Stifter der Stadt folgten hierauf. Folgenden Tags aber ließ Heinrich den Reichs-Unter-Kanzler Eberhard zu sich bescheiden, und hieß ihn sagen, welches nahegelegene Herrengut in neuester Zeit an Kaiser und Reich, als eröffnetes Lehen heimgefallen, und noch nicht wieder verliehen worden seye? — Da brachte der Kanzler das Lehenbuch des Reichs, und trug dem Kaiser daraus vor: daß vor zwei Monden durch tödtlichen Abgang des Reichsdienstmanns Cuno, der ohne Manneserben verblichen, ein solches Gut, im Rangau ohnweit des Flüßleins Zenn gelegen, dem Kaiser und Reich anerstorben, und noch nicht darüber verfügt seye. Nun gab der Kaiser, als er sich wegen dieses Guts des Nähern erkundiget, dem Kanzler gemessenen Auftrag, und entließ ihn für diesmal. Nach drei Tagen aber, am Feste der Geburt Mariä, als er aus dem Dome von der Hoch-Messe zurück gekehrt war, ließ er die anwesenden Fürsten, Grafen, Prälaten und Ritter im Thron-Saale der

Kaiserburg versammeln, setzte sich nieder auf den kaiserlichen Stuhl, und hieß den Kanzler eine pergamentene Handfeste vorlesen. Darin stand ohngefähr geschrieben: — Wie Kaiser Heinrich betrachtet habe die getreuen Dienste, welche der veste Waidmann und kaiserliche Hofdiener Walther seiner erhabenen kaiserlichen Person geleistet habe, und ferner unverdrossen zu leisten erbietig seye; daß sein kaiserliches Gemüth jederzeit geneigt gewesen, dergleichen Dienste nicht unbelohnt zu lassen, und daß er zu dem Ende den Beschluß gefaßt habe, besagten Waidmann Walther zum Ritter zu erheben, und mit einem Lehengute zu begnadigen. Diesen Beschluß zu vollziehen, ernenne er seinen lieben getreuen Hofdiener Walther, wie allbereits mündlich geschehen, hierdurch wiederholt, in Kraft dieses Briefs, zum Ritter des Reichs, und verleihe ihm und seinen Nachkommen, Söhnen und Töchtern, das Herrengut Seckendorf im Rangau, zwischen dem Schloße Kadolzburg und dem Flüßlein Zenn gelegen, mit allen dessen Zu= und Eingehörungen an Häusern, Höfen, Ortfeldern, Wiesen, Gehölzen, Weihern, Renten, Gefällen, Jagden und Frohndiensten, so wie das alles der Dienstmann Cuno vormals

inne gehabt, genutzt und genossen habe. — Diesen Brief, mit aufgedrucktem kaiserlichen Insiegel, gegeben zu Babenberg am achten Tag des Monats Septembris, im Jahre der Menschwerdung Christi 1017., — ließ der Kaiser dem an die Stufen des Throns gerufenen Ritter Walther zu Handen stellen, hängte ihm auch noch eigenhändig die goldene Kette um den Hals, und bezeugte ihm nochmals vor großer Versammlung seinen Dank für die erwiesene Hülfe und Treue.

Walther verbeugte sich tiefdankend vor dem Kaiser, und trat bescheiden zurück unter die Menge der Vornehmen.

Nach wenig Tagen aber nahm er Urlaub von seinem großmüthigen Herrn, um das geschenkte Gut zu besichtigen. Es gefiel ihm dermaßen, daß er an den kaiserlichen Hof nicht mehr zurück zu kehren Lust hatte, sondern um Entlassung aus seinem Dienst ansuchte. Ungern gewährte sie ihm der Kaiser; und nun richtete Walther sein Hauswesen zu Seckendorf ein, nahm davon den Namen an, und wählte ein sittsames, reiches Fräulein aus Nürnberg zur ehelichen Hauswirthin. Mit ihr erzeugte er viele Söhne und Töchter und wurde also der Stammvater zahlreicher

Nachkommen, die sich jederzeit auszeichneten durch Tapferkeit, Verständigkeit, Freigebigkeit und andere adelige Tugenden, und noch blühen bis auf den heutigen Tag.

Bald nachher besang der Meistersänger Willeram des Ritters Walther von Seckendorf treue, kühne That, so wie es früher ein anderer von dem Tode des berühmten Fürsten Erbo in Bayern gethan hatte, welcher einem wüthenden Auerochsen wirklich erlegen war *).

*) „— Famosus ille Erbo, quem in venatu a bisonte bestia confossum, vulgares adhuc cantilenae resonant." — Chron. Urspergens. ad a. 1004.

IV.

Der Balkensteiger.

Im Flecken Windisch-Abtsdorf lebte vor fünfzig Jahren ein alter Hagestolz, Sebastian Holzapfel mit Namen. Er trieb einen kleinen Eisenhandel, und hieß daher im Munde des Volks gemeinhin nur der Eisen-Bastel. Man sagte sich über seinen geheimen Lebenswandel so viele wunderliche Dinge ins Ohr, daß Niemand zu behaupten getrauete, was davon wahr oder falsch seyn möge. Gewiß ist, daß er oft tagelang in seine Stube sich einschloß, und daß dann, ausser seiner alten Magd, die von Kindesbeinen an bei ihm gewesen, Niemand Zutritt zu ihm erhalten konnte. Was er dann hinter der verschlossenen Thüre vornahm und trieb, vermochte kein Mensch mit Gewißheit zu erkunden. Viele muth-

maßten, daß er ein Goldmacher und Falschmünzer seyn müße; denn oft komme ein dicker, goldgelber Rauch aus seinem Schornsteine hervor, auch gebe er meist neues, blankes Geld aus. Andere wollten wissen, er könne Geister bannen und laden, denn man höre oft zur Abendzeit in seiner Stube ein lange dauerndes dumpfes Murmeln, und sehe plötzlich blaue Flammen aufblitzen. Dazu gehöre wohl auch, daß einst im Mondscheine um Mitternacht eine Mannsgestalt im bloßen, flatternden Hemde mit ausgebreiteten Armen, auf dem Dachgiebel seines Hauses stehend, gesehen worden sey. Noch andere behaupteten sogar keckmüthig, er müße einen Bund mit dem Bösen (Gott sey bei uns!) haben; denn man erblicke ihn oft am Fenster mit schwarzblauem, gänzlich verändertem Gesichte, jetzt groß, dann wieder klein, mit gräulicher Kopfverhüllung, worin er vermuthlich ein Hörner-Paar verstecke, und zuweilen sogar ganz ohne Kopf.

Wenn der Stadtrichter und Rathsherr Prokopius zu Constantinopel sich nicht entblödete, dem großen Gesetzgeber, Kaiser Justinianus, nachzusagen, daß er kein wirklicher Mensch, sondern ein eingefleischter Teufel gewesen, daß sein Gesicht öfters einem formlosen, ro-

hen Stücke Fleisch geglichen habe, daß da, wo er im Augenblicke zuvor gesessen, statt seiner ein scheußliches Gespenst gesehen worden sey, und dergleichen saubere Dinge mehr *), so konnte Sebastian, der Eisenkrämer zu Windisch-Abtsdorf, noch stolz darauf seyn, mit dem großen griechischen Kaiser in einerlei Verdacht zu stehen.

Dagegen fehlte es nicht an Leuten, welche sich des Eisen-Bastels treulich annahmen, und versicherten: er sey ein gottesfürchtiger, frommer, sanftmüthiger Mann; denn er betrübe kein Kind, gehe fleißig zur Kirche, höre der Predigt andächtig zu, lege immer einen schönen blanken Batzen, nicht aber nur einen rothen Heller, wie andere reiche Geizhälse, in das Klingelsäcklein und gebe den Armen reichliches Almosen. Besonders ließen Kinder und schöne Mädchen, deren Anzahl von jeher zu Windisch-Abtsdorf nicht klein war, auf Freund Holzapfel nichts kommen; denn oft beschenkte er kleine freundliche Kinder, die auf der Gasse ihm nahe kamen, mit einem Kreuzer, oder mit Pfeffernüssen aus der Tasche seines blauen,

*) Procopii von Cäsarea geheime Gesch. 12. Kapit. übers. v. P. Reinhard.

altfränkischen Rocks, und erfreute schäkernde Mädchen mit einem rothen Bande, oder einem Würzburger Silber-Schillinge. Unter diesen war daher das Leidwesen groß, als eines Morgens die Kunde durch den Ort lief: der Eisen-Bastel sey in der Nacht schnell am Schlagfluß gestorben. Diejenigen, welche gewohnt waren, Uebels von ihm zu sprechen, sagten gerade hin: der Böse möge ihm wohl den Hals umgedreht haben. Die Andersgesinnten aber, besonders die Mädchen und Kinder, für welche er nun auf immer dahin war, hielten fest auf der Rede: Gott habe es gut mit ihm gemeint, indem er ihn so schnell und sanft zu sich genommen und einen Engel aus ihm gemacht habe.

Als nun Sebastian, mit weißem, langen Sterbkittel angethan, mit einer Citrone in den todtfärbigen Händen, und einer weißbaumwollnen saubern Mütze auf dem Kopfe, vor seinem Hause zur Schau ausgestellt war, und Prediger und Cantor mit den Schulknaben seinen Sarg umgaben, und das Leichenlied anstimmten, hatten seine entfernten Verwandten und lachenden Erben, die einem fetten Verlaßthum entgegen sahen, große Mühe, ein Gesicht der Betrübniß sehen zu lassen.

Und als nach der Bestattung und gehaltenen Leichen-Predigt in der Kirche die Vettern, Freunde, Basen und Bahr-Träger im Trauerhause sich zum Leichtrunke versammelt hatten, vergaß männiglich des Verstorbenen gar bald. Beim aufgesetzten Wein, Kuchen, Weiß-Brod und Holländer Käs ließ die Versammlung sich's wohl seyn; und zu einem Freudenmahle fehlten endlich nur Geigen und Harfen.

An der Fröhlichkeit dieses Leichenschmauses nahm aber die Magd des Entschlafenen, die alte Anna, keinen Antheil. Sie allein war aufrichtig betrübt über das Hinscheiden ihres Brodherrn; denn nur sie allein wußte, wer und was er war.

Am nächsten Sonntage nach dem Begräbniß, als Anna, im Predigtbuche lesend, Nachmittags einsam in der stillen Wohnstube saß, wurde an die Thüre gepocht, und herein traten ihre alten Nachbarinnen, die Zimmer-Peters-Kundel und die krumme Schusterin, um ihre Freundin mit Trost heimzusuchen, und, wenn es seyn könnte, ihre Neugierde über das Leben und Thun des Verstorbenen zu stillen. Freundlich empfing sie Anna, und geschäftig bereitete sie ihnen den

schwarzen warmen Trank, nach welchem so mancher weibliche Gaumen lechzet. Während sie denselben behaglich hinabschlürften, kam die Rede bald auf den entschlafenen Sebastian und seinen Lebenswandel. Mancherlei wurde nun hin und her gesprochen. Da konnte Anna dem Drange, sich mitzutheilen, nicht länger widerstehen, und sie begann folgende Erzählung: „Ihr wißt, daß ich von Jugend auf in diesem Hause gewesen, und von der Mutter des Verstorbenen als ein armes Mädchen aufgenommen worden bin. Damals war Sebastian ein Kind von drei Jahren. Wohl erinnere ich mich, daß seine Mutter mir vertraute, als sie einst in der Abenddämmerung an die Wiege ihres schlafenden Buben getreten, sey ein altes, garstiges Weib daran gestanden, und dem Kinde mit einem Fuchsschwanze über das Gesicht gefahren; bei ihrem Eintritt aber habe es alsbald die Stube verlassen, und sey unsichtbar geworden. Von dieser Stunde an habe sich eine Veränderung am Kinde gezeigt. Es sey wunderlich, unlustig und vielbegehrlich geworden, habe keinen ruhigen Schlaf mehr gehabt, und seine Gesichtszüge seyen anders, als vorher anzusehen gewesen. — Wie er nun aufgewachsen, und im Jünglingsalter sich

gehalten, ist euch noch wohl erinnerlich; deshalb es nicht Noth thut, dessen zu gedenken."

„Als nun Sebastians Mutter auf ihrem letzten Siechbette lag, ermahnte sie mich, bei ihrem Sohne, der, wie ich wohl wisse, sich nicht verheirathen könne, auszuhalten, von ihm, so lange ich leben würde, nicht zu weichen, seiner zu pflegen, und Acht auf ihn zu haben. Ich mußte mit Hand und Mund ihr dieses versprechen, und habe es redlich gehalten. Wohl weiß ich, was die arge Welt Uebels von ihm gedacht und gesagt hat, aber mit gutem Gewissen kann ich betheuern, daß er weder ein Goldmacher, noch Falschmünzer, weder ein Geisterbanner, noch Teufelsgenosse gewesen. Aber das dürft ihr wissen, daß er das Unglück hatte, ein Mondsüchtiger, Nachtwandler und Balkensteiger zu seyn. So oft das erste Viertel des Mondes sich zeigte, und das Voll-Licht heran kam, wurde Sebastian gegen Mitternacht im Schlafe unruhig. Diese Unruhe nahm allnächtlich mehr überhand; und wenn die Mondsscheibe voll und rund am Himmel stand, war er auf keine Weise mehr im Bette zu halten. Er stand auf, zog seine Beinkleider an, wandelte stumm in der Stube auf und ab, öffnete Kisten und Ka-

sten und verschloß sie wieder ohne Sehen und Hören. War der Drang des Wandelns am stärksten, so verließ er die Stube, irrte, von mir mit der Nachtlampe in der Hand begleitet, in allen Gängen und Winkeln des Hauses umher, und stieg nicht selten die Bodentreppe hinauf. Auf dem Boden schwang er dann mit kräftiger Hand sich auf das Gebälke, sprang stundenlang, kühn und sicher, von einem Balken zum andern, und ließ sich dann eben so behutsam wieder hernieder. Nur mit Angst und Zittern konnte ich diesem furchtbaren Beginnen zusehen; denn solcher Dinge hätte kein wachender Waghals sich jemals unterfangen. Einst schlüpfte er gar zum offenen Dachladen hinaus, bestieg den Dachgiebel, und stand da frei, und ohne Wanken zum Entsetzen der Wenigen, die seiner gewahr wurden. Nicht immer lief aber sein Wandeln und Steigen ohne Unfall ab; denn eine rasselnde Maus, ein aufflatterndes Käuzlein, ein knarrendes Brett, oder ein anderes geringes Geräusch, konnte ihn aus seinem schlafsüchtigen Zustande erwecken. Dann war er erschrocken, furchtsam und zaghaft, stürzte mehrmals herab vom Gebälke, und zerschlug Gesicht und Gebeine. Unglaubliche Stärke, so wie von

Simson in der Bibel erzählt wird, zeigte er, wenn er schlafend sein schauerliches Wesen trieb. Centnerschwere Eisenstab-Bündel trug er aus der Eisen-Kammer, wie eine Bürde Weinpfähle, auf den Schultern heraus. Den großen Zinn- und Weißzeuch-Schrank, der hier steht, schob er einst, als wäre es ein Näh-Trühlein gewesen, mit einer Hand von der Stelle hinweg vor die Thüre, so daß am folgenden Morgen der Ausgang versperrt war, und ich den ganzen Behälter ausräumen mußte, um ihn, mit Bastels Beihülfe, wieder an seinen Ort rücken zu können."

„Wenn aber mit dem abnehmenden Monde der Drang des Nachtwandelns nachließ, fühlte er sich schwach, erschöpft und ermattet. Dann lag er oft tagelang zu Bette, verschloß sich in seine Stube, und mochte, außer mir, Niemanden sprechen. Hatte er sich durch einen Fall beschädigt, so, daß sein Gesicht braun und blau war, so goß er Branntewein in eine große Schüssel, zündete ihn an, daß er hellauf in blauer Flamme empor loderte, und wusch sich damit, wenn er erloschen und erkaltet war. Oft band er dann auch ein großes Tuch um den Kopf, oder hing gar, wenn die Mattigkeit und der Schwachsinn groß bei ihm

war, noch einen alten Teppich darüber, was ihm das Ansehen, als ob er ohne Kopf sey, gegeben hat. Er pflegte dann Vieles zu thun, was wunderlich und sonderbar war, und ich mußte ihn, wie er wollte, handthieren lassen. Insonderheit kramte er viel in alten Papieren, trug davon große Bündel in die Küche, und machte damit ein so großes Heerdfeuer, daß der gelbe, stinkende Dampf das ganze Haus erfüllte."

„Sobald aber die Tage seiner Mattigkeit und seines wunderlichen Wesens vorüber waren, kleidete er sich wieder, wie sonst, trieb seinen Handel, ging aus, und war gesellig und munter. Wenn er zum Eisen-Einkauf nach Bamberg reiste, brachte er immer auch etwas Neues ins Haus mit. Besonders hatte er seine Freude mit funkelneuen Bamberger Batzen und Würzburger Schillingen und Dreiern, die er nie ausgehen ließ, und, wie ihr wißt, Knaben und Mädchen damit beschenkte. Gern hätte er geheirathet; indem er bekanntlich dem Weibsvolke keineswegs feind gewesen; aber er schämte sich seines Zustandes, und fürchtete, es werde keine Frau bei ihm aushalten. So verlebten wir denn viele Jahre zusammen, bis ich ihn vor einigen Tagen, nach einer,

in höchster Unruhe zugebrachten Nacht, frühmorgens todt im Bette fand. Gott hab' ihn selig! er war kein böser Mensch, und was man Arges ihm nachsagte, könnt ihr euch nun aus dem, was ich von ihm erzählte, erklären." —

Damit endete die sprachselige Anna ihre Rede, welcher ihre Freundinnen aufmerksam gehorcht hatten. Diese nahmen nun dankend Abschied, und Anna war abermals allein, und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Nach drei Tagen erschien auch wirklich der wackere Herr Amtmann Molter, der Gerichtsschreiber mit Papier, Tinte und Federn, die Vettern des Eisen-Bastels und noch allerlei andere Leute. Als der Amtmann, nach gehaltener Vorrede, sich an den Tisch gesetzt hatte, zog er einen Brief, versiegelt mit drei Petschaften, hervor, verkündete, daß dies das wirkliche Testament des abgelebten Sebastian Holzapfel sey, und eröffnete ihn. Darin stand nun, wie der Gerichtsschreiber vorlas, folgendes geschrieben:

„Ich Sebastian Holzapfel bekenne, das ich betragt hab die Zergänglichkeit des menschlichen Läbens, und meine eichene schwage gesuntheitsumbstendt, und daß nichts gewisser ist,

dann der Tot, ungewiß aber dessen stunt, so hab ich mich geresolviert, und entschlossen, 1. Testament oder lezten willen zu machen, damit ich jezt schon Weiss, wo meine sachen hinkommen, wenn ich tot bin, und daß kein streit darüber Entstehen thut. Und was im testament stet, sol geschehen, und der Herr amtmann soll dafür sorgen."

1) „pro Primo ärstlich vermache ich meinen Cörper, wann er tot ist, der Erden, meine Seel aber gott dem Allmechtigen, das er sie aufneme in sein himmlisches genaden=Reich."

2) „Vors Zweyte was mein zeitliches vermögen Anbelangen tut, so will ich, daß Anna susanna Höferin, meine alte Machd, die so lange Jar bey Mir gewest ist, und bey Mir aussgehaltten hat, und redlich und dreu gedint hat, die Haupt=Erbin meines vermögens sein soll, und sol haben mein hauß, und alles Waß darin ist, und was Sonst Mein gehört; außgenommen, was follgt:"

3) „dem Gottshauß oder der kirche allhier, darin ich bin gedaufft worden, und das ärste=

mal zu Gottes Disch gangen bin, vermach ich hundert leichte Gulden; wovon eine sülberne Abendmalskanne zu Meinem immerwährenden andenken sol Angeschafft werden."

4) „Unserm liben Herrn Pfarrer Westerndörffer Wohlerwürden, der mir, wie ich hoffe, eine schöne leichenpredigt halten wird, soll man die Lämleinsdugaten geben, die bei dem andern geld im eisernen trühlein liegt, das im grossen behälter stet."

5) „Meinem Tauf-Doten, Sebastian Neumeister, vermach ich die zwey Rößleinsgulden, welche auch da sind; Und meine sonntags Kleider, nämblich meinen blauen Rock mit Metallenen knöpfen, die rothe Westen, und die Schwarzsammatene Hosen. wenn gleich dise vorne an den Knien schon ein Wenig abgesabt sind, wird er doch seine freud damit Haben. Auch sol er meine sülberne schuh Schnallen bekommen."

6) „Meine frau Doten-Baas *), Lisabetha Barbara Seemoserin, die an Sonn-

*) Doten-Baas — die Base eines Taufdoten (Taufpathen) oder die Taufpathin eines Vetters.

tägen nachmittag so oft zu mir kommen ist, und Caffee bei mir getrunken hat, sol von den 6. sülbernen Caffee Leffeln drey bekommen, und das Caffee-Zeug; aber nicht das neue, das ich erst vorm Jar vom Bamberg mitgebracht hab, sondern das andere, wo die milch Kanne oben einen Kleinen sprung hat."

7) „Meinen drey Vettern von Schnotzenbach, Zeubelried und Ziegelsambach vermach ich jedem fünf gute Gülden. Damit können sie Zufrieden seyn; denn sie haben Sich nicht viel um mich bekümmert, und mich keinmal zu ihrer kirchweih geinvitirt, und nur auf meinen Tot gewart."

8) „Endlich und leztens wollte ich wohl dem herrn Amtmann Molter, vor den ich immer viel hochachtung gehabt hab, auch gerne etwas vermachen, aber ich weiß nicht recht was? — und denke, er wird das, was ihm gefällt, schon von selbst nemen."

„Was ich nun da besonders Vermacht hab, sol die Anna Susanna außzallen, und der herr Amtmann solls in Ordnung pringen."

„Das ist mein Lezter wille. Actum Windisch-Abtsdorf den 27ten Augusti 1778.

Ich Sebastian Holzapffel
bekenne wie obstet
mano proprio.“

Als der Gerichtsschreiber dieses abgelesen hatte, machten die drei Vettern von Schnotzenbach, Zeubelried und Ziegelsambach drei lange Gesichter, und schwuren, daß sie den Bettel, welchen ihr Vetter Bastian ihnen da vermacht habe, gar nicht annehmen würden. Als aber die alte Anna sich verlauten ließ, daß sie, wenn sie sich zufrieden geben wollten, bereit sey, jedem die fünf Gulden fränkisch auf der Stelle auszuzahlen, besannen sie sich eines Andern, strichen das Geld ein, vertranken im Wirthshause ihren Unmuth, und kehrten wieder zurück, woher sie gekommen waren. Der Herr Amtmann brachte dann gegen Gebühr alles in Ordnung, und die alte Anna genoß hierauf noch viele Jahre, in Ruhe und Einsamkeit, die wohlverdiente Erbschaft. Des Eisen-Bastels Andenken aber lebt zu Windisch-Abtsdorf noch bis auf den heutigen Tag.

V.

Die Wunder-Ente.

Unter dem Paniere des kühnen kriegerischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welchen man den teutschen Achilles nennt, und den der Sensenmann im Jahre 1486 heimholte, hatte Graf Friedrich von Tellburg manchem Heereszuge beigewohnt und manchen Fehdesturm ritterlich helfen auskämpfen. Als aber der Schnee des Alters in Bart und Haupthaar sichtbar zu werden begann, und die Lust an Streifzügen und Städtebezwingen allmälig erkaltete, zog er heim auf seine Burg, ließ Schild und Schwerdt in der Rüstkammer aufhängen, und hatte seine Freude am edlen Waidwerke, noch größere aber im Kreise seiner zahlreichen Familie.

Seiner Kinder waren viele, seine Einkünfte aber schmal. Daher konnten die gräflichen Jun-

ker nicht so oft, als sie gerne gethan hätten, Turniere, Messen und andere Lustbarkeiten in den umliegenden Städten besuchen. Sie ergötzten sich also daheim so gut sie konnten, mit Hetzenreiten, Federspiel und Vogelstellen, oder zogen im Winter und wilden Wetter zum Vertreib der Langweile mit dem alten Vater den Schachzabel.

Die sittsamen Töchter aber trieben in stiller jungfräulicher Eingezogenheit ihr Wesen mit zierlicher, geschickter Stickerei, und mancherlei Versuchen der vornehmen Koch- und Backkunst; denn damals rechneten die Frauen und Töchter der Vornehmen sichs noch nicht zur Unehre, von dergleichen, jetzt gemein geachteten, Dingen etwas zu wissen.

Unter den Töchtern Graf Friedrichs aber ragte empor die älteste, Agnes; liebenswürdig wegen ihrer ausbündigen Schönheit *), Sittsamkeit, und einfachen, häuslichen Sinnes. Sie war der Liebling von Vater und Mutter, die Herzensfreundin ihrer Brüder und Schwestern, und der

*) Ihre — „ausbündige Schönheit, und ausnehmende Qualitäten" — rühmt das Tellburger Geschichtbuch.

Augapfel des sämmtlichen Hofgesindes, welches nur mit innigster Liebe und Hochachtung ihrer gedachte. Außer den stillen Beschäftigungen und Freuden, deren wir vorhin erwähnten, hatte sie auch ihre Lust an schönem Geflügel, stolzierenden, glänzenden Pfauen, bunten, zutraulichen Haus-Hennen, und schönfiedrigen schnatternden Enten. Es machte ihr hohe Freude, zu gewissen Stunden des Tags dies muntere Federvolk um sich zu versammeln, ihm mancherlei Futter zuzuwerfen, und sein hastiges, neidisches Gewimmel zu betrachten.

Vornehmlich aber liebte sie eine wunderschöne Ente, welche jedesmal vor allen sich traulich ihr nahte, mit erwartendem Blicke sie ansah, und ohne Scheu die dargebotenen Gerstenkörner ihr aus der Hand nahm. Federn vom schönsten Grau deckten ihren Rücken, braunroth war die Brust, hellgrüne Spiegel schillerten seidenartig auf den Flügeln, und den schwarzen Kopf zierte ein voller, schneeweißer Busch. Wenn dieser schöne Vogel früh und Mittags sein Futter empfangen hatte, zog er nicht immer im Haufen der andern zum Enten-Pfuhl im Burghofe, sondern schwang sich oft allein hoch in die Luft, flog über die Burgmauer hinaus in den Wald an die Stelle, wo

Eichen und Birken einen kleinen einsamen Teich überschatten. In diesem Teiche pflegte er seiner Lust, kam aber immer Abends zur Futterstunde wieder zurück. Das Hofgesinde wunderte sich oft über diese eigne Weise der Ente, aber der jungen Gräfin war sie dieser Sonderbarkeit wegen nur noch lieber und werther geworden.

Schon hatte Agnes einige Jahre hindurch ihre Freude an dem gefiederten Lieblinge gehabt, als er eines Abends umsonst auf sich warten ließ. Mit beklemmtem Herzen saß das holde Fräulein wieder auf dem längst gebrauchten Stühlchen in der Mitte der gackernden und schnatternden Menge, und sah mit voller Hand dem Wiederkommen der schönen Ente entgegen.

Aber sie harrte vergeblich. Schon sank die Sonne hinter dem nahen Waldberge hinab, schon ergraute der purpurne Saum der Abendwolken, schon wurde es still und düster im engen Wiesenthale hinter der Burg, und noch wollte keine Ente erscheinen. Da gedachte Agnes mit banger Besorgniß, daß ein blutgieriger Hühner-Weih mit seinen scharfen Fängen ihren Liebling gepackt, und zum Fraß davon geführt haben könne, oder daß ein listiger hungriger Fuchs hinter dem Gebüsche

gelauscht, und mit schnellem Sprunge denselben weggehascht habe. Gerne hätte ihr Kammermädchen diese Besorgniß widerlegt, aber sie vermochte es nicht; und so ging Agnes nach langem vergeblichen Harren ins Schloß, und klagte den Eltern und Schwestern ihr Leid. Das Versprechen des guten Vaters, ihr bald eine andere gleichschöne Ente zu kaufen, konnte ihr nur schwachen Trost gewähren, denn ihr Herz war an dem Lieblinge gehangen. Tage vergingen, und die Ente ward nicht gesehen.

Zur selbigen Zeit kam Ursula, das wandernde Weib aus Böhmen, wie sonst oftmals geschehen, wieder auf das Schloß Tellburg, und ließ bei der Frau Gräfin anhalten um etwas Warmes und einen Zehrpfennig. Sie verstand mancherlei Künste, wußte zu helfen, wenn den Kühen die Milch vergangen war, konnte den Hühnern den Zipf benehmen, verlorne oder gestohlne Sachen entdecken, aus der Hand wahrsagen, und aus allerlei Kräutern und Wurzeln heilkräftige Salben und Pflaster bereiten. Sie war also gerne gesehen, wo ihr Finger anklopfte.

Als nun der schönen Gräfin Agnes kund ward, die alte Ursel sey wieder da, gedachte sie

alsbald ihrer verlornen Ente, ging zur Alten herab in die Gesindestube, erzählte ihr den Unfall, und forschte von ihr, ob ihr nicht wissend sey, wohin der Liebling gekommen, und ob sie denselben nicht wieder beizuschaffen vermöge? — Da antwortete Ursula: — „Holdes, gnädiges Fräulein, laßt Euch die Sorge wegen Eures entflogenen Antvogels nicht zu sehr zu Herzen gehen. Im Augenblicke kann ich Euch zwar nicht sagen, wohin er entwichen, und auch nicht versprechen, ihn wieder in Eure Hände zu bringen; aber verzagt darum nicht, denn ich hoffe, es werde meiner Mühe und Kunst gelingen, Euch in Kurzem erwünschte Kunde zu geben.“

Darauf verließ Gräfin Agnes das alte Bohemer Weib mit der freundlichen Bitte, nichts erwinden zu lassen, um die geliebte Ente wieder zur Stelle zu bringen; eine reichliche Gabe solle ihr dafür werden.

Ursula ging bald nachher aus dem Schloße in den nahen Wald, ward drei Tage lang nicht gesehen, und übte indessen im Verborgenen mancherlei heimliche Kunst. Am vierten nach Aufgang der Sonne erschien sie wieder auf Tellburg mit einem verdeckten Korbe am Arme, bat, sie zur

Gräfin Agnes zu führen, und als dies geschehen, öffnete sie ihren zahnlosen Mund, und redete also:

„Schöne Gräfin! Ihr seyd ein Kind des Glücks. Was mir bei Tausenden nicht gelang, wurde mir zu Theil in meiner Bemühung für Euch. Sehet hier, sprach sie, den Armkorb öffnend, Eure Ente wieder. Es glückte mir, zu entdecken, wo sie zu finden, und wie sie abhanden gekommen. Ihr kennt den tiefen Wasserschlund dort unten im Wiesenthale, den man das grundlose Loch nennt *). Dahin begab ich mich, meiner Sache gewiß, gestern um Mitternacht. Bald gewahrte ich im Mondenschein den schönen Wasservogel auf der schimmernden Fläche des Schlundes. Es kostete mir wenig Mühe, ihn an mich zu locken, zu haschen, und in den Korb zu versperren. Nun aber werdet Ihr auch wissen wollen, wie die Ente dorthin, wo sie noch niemals gesehen worden, verschlagen wurde. Vernehmet demnach, daß mir die geheime Kunst beiwohnt, die Thiere in eignen, mir verständlichen Tönen reden zu machen. Durch diese Kunst, welche kein Sterblicher von mir erforschen wird, entlockte ich Eurer Ente folgendes Geheimniß:"

*) Man sehe die II. Erzählung.

„„Ich bin keine gewöhnliche Ente, sondern ein Abkömmling aus dem unterirdischen Wasserreiche, von wannen ich durch die mächtige Königin dieses Reichs auf die Oberwelt gesandt wurde, zum Schutz und zur Freude der holden Gräfin Agnes, von deren Schönheit und Tugend der Ruf bis zu uns erschollen. Lange schon diene ich der Gräfin zur stillen Ergötzung; aber der schwarze Küchenjunge Luppold, den Agnes wegen seiner Tücke und Bosheit nicht ansehen mag, nahm aus Rache sich vor, ihr einen bösen Streich zu spielen. Heimlich haschte er mich, trug mich ins Brunnenhaus, und warf mich mit gebundenen Flügeln in den unergründlichen Burgbrunnen hinab. Dadurch gedachte er mir das Leben und der Gräfin ihre Freude zu rauben. Aber gewohnt, in der Tiefe des Wassers auszuhalten, und unvermögend, aus dem Brunnen mich in die Höhe zu schwingen, tauchte ich unter, fuhr unermeßlich weit hinab, ward von einem unterirdischen Wasserstrome ergriffen, davon geführt und in dem Wasserschlunde, wo du mich fandest, wieder empor gehoben. Hieraus magst du ersehen, daß dieser Schlund tief unter dem Boden Verbindung mit dem Burgbrunnen hat.““ —

„Damit schloß die Ente ihre schnatternde, nur mir vernehmbare Rede. Aber seht Ihr nun nicht, liebliches Fräulein, daß ein freundlicher Schutzgeist um Euch ist, und daß eine unsichtbare wohlthätige Macht für Euch Sorge trägt? — Verstattet, daß die alte Ursel das Innere Eurer Rechten besehe, und Euch vertraue, was Ihr zu hoffen habt.“ —

Zaudernd reichte Agnes der Alten ihre kleine liebliche Hand; lange heftete diese ihren Blick auf die Striche und Züge darin, und hub dann an, mit bewegter Stimme zu weissagen: „Ein stilles, aber glückliches Leben liegt vor Euch verbreitet. Ein stattlicher, freundlicher Herr wird bald hier einreiten, und um Euch freien; eine zahlreiche Nachkommenschaft wird Euer Segen und Eure Freude seyn.“

„Gehabt Euch wohl für diesmal! Habt acht auf die Ente, und nehmt, wenn es Euch wohl geht, die alte Ursel, wenn sie einst an Eurer Burgpforte anklopfen wird, wohlwollend auf.“ —

So schied die Alte, mit einem blanken Harzgulden aus dem Sparkistlein der jungen Gräfin beschenkt, von dannen.

Doppelt werth war nun dieser die, durch

ein Wunder ihr wiedergeschenkte Ente. Der Küchenjunge wurde zur Strafe für seine Bosheit drei Tage lang in das Hundeloch eingesperrt, und dann vom Schlosse gejagt. Als hierauf drei Wochen verflossen waren, kam der junge schöne Herr Michael von Schwarzenberg zum Besuche bei Graf Friedrich an, sah die holde Agnes, gewann sie lieb, wiederholte mehrmals seinen Besuch und führte sie nach zwei Monden als seine Gemahlin heim. Die schöne Wunder-Ente blieb dabei nicht zurück, und empfing noch viele Jahre hindurch das Futter aus Agnesens Hand. Die alte Ursula sprach auch jährlich ein, und niemals gebrach ihr ein guter Inbiß und reichlicher Zehrpfennig.

VI.

Der Hund in der Nacht.

Im gräflichen Schloße zu Rüdenau gings lustig her. Es war Neujahrstag. Die Schaar der Glückwünschenden war theils entlassen worden, theils saß sie noch oben bei dem Herrn Grafen an der Mittagstafel, wo der Pokal des devoten Gesundheit-Trinkens so eben die Runde gemacht hatte. Aber freier und ungezwungener herrschte Frohsinn und Freude unten am Kammertische. Hier war eine muntere Tischgesellschaft beisammen. Der kleine, runde Koch Käs, der schalkhafte Jäger Deinhard, und die ausgelassene Beschließerin Sibilla Frischin, wetteiferten unter einander in Witzworten, Schwänken und lustigen Erzählungen. — „Hört nur," sprach Deinhard, „was der gnädige Herr mich

heute fragte, und was ich antwortete. Es war an der Tafel die Rede vom Portrait-Malen.“ „Hast du dich noch nicht malen lassen, Deinhard?“ — fragte mich der Graf scherzend. „Wohl hatte ich das gewollt, gnädiger Herr,“ erwiederte ich, „und einen Maler zu Bamberg darum ersucht; aber der Flegel betrachtete mein Gesicht, das, wie Euer Gnaden wissen, zwar gelb, lang und pockennarbig, aber doch so übel nicht ist, und wieß mich kurz mit den Worten ab: er habe keine so garstige Farbe, als mein Gesicht erfordere. Die ganze Tafelgesellschaft wollte vor Lachen bersten über diesen Einfall.“ —

„Das ist alles nichts,“ unterbrach ihn der Koch. „Es wird Euch noch größeren Spaß machen, wenn ich Euch erzähle, daß ich gestern die, auf dem Getraidboden todt gefundene, Eule heimlich bratete, und dem hungrigen Kanzleischreiber Hahneberg, dem Schmarotzer, der täglich schnuffelnd in die Küche kommt, als Rebhuhn vorsetzte. — Trefflich ließ er sichs schmecken, und unterbrach die Arbeit seiner Kinnladen mehr als einmal mit der Bemerkung: dies Feldhuhn habe einen so ächten wilden Wildprets-Geschmack, wie er in seinem Leben noch keines gegessen.“ —

„Ihr seyd allzumal Stümper,“ fuhr die Beschließerin dazwischen, „hört erst, welchen Streich ich gestern ausgehen ließ. Ihr kennt den dicken, bequemen, gefräßigen Doktor Hammer, und wißt, daß, wenn er ins Schloß kommt, ihm niemals das Bette recht, und gut genug ist. Dießmal logirte ich ihn in das hintere rothe Zimmer, das so weit von den andern entfernt ist; auch wußte ich, welch einen Schabernack ihm wahrscheinlich die alte Bettstelle spielen würde. Gedacht, geschehen! — Denn als kurz vor Mitternacht mein schwerfälliger Herr Doctor, eben so schwer im Kopfe, mit Mühe sein Zimmer und Lager findet, und auf dieses mit dem ganzen Gewicht seiner Riesengestalt sich niederwirft, bricht plötzlich ein Theil des Bodens durch; und er, nicht im Stande sich aufzuhelfen, noch Jemand zu Hülfe zu rufen, muß nun die lange Nacht in der unbequemsten Lage von der Welt, die Beine hoch, Haupt und Brust aber tief, zubringen. Wie es dabei dem vollen Gefäße unter der Bettstelle, und den daneben liegenden Hosen des Verunglückten ergangen, könnt Ihr Euch denken. Des andern Tags wollte mich der Herr auszanken; aber nachdem ich ihm eine Excellenz nach der andern

an den Kopf geworfen hatte, was er, wie Ihr wißt, so gerne hört, gedachte er des Unfalls nicht weiter.“

Zu dieser Kurzweil wollte auch der Gärtner Lindemann, der allzeitfertige Erzähler, seinen Salm geben, und abermals weitschweifig vortragen, wie lange er zu Constantinopel und Moskaukau (einer ungeheuern Stadt, zehn Meilen hinter Moskau), zu Jerusalem und Madrid, Ofen und Mexiko gewesen, bei welch vornehmen Herren, Großvezieren, Dollmetschern, Bischöffen, Markgrafen und Professoren er in Ehren und Diensten gestanden, wie sein Herr Vater seliger in seinem Garten einen Fischteich von acht Stunden im Umfang, gehabt, und dergleichen glaubhafte Dinge mehr. Aber der Jäger Deinhard hemmte bald den Strom seiner Rede, indem er ihm vorrechnete, daß er jetzt wenigstens 120 Jahre alt seyn müsse, wenn er an jedem genannten Ort die angegebene Zahl der Jahre verlebt habe. Diese Gegenrede konnte Herr Lindemann, sonst mit sehr guten Verdauungskräften begabt, doch nicht in Saft und Blut verwandeln. Er that also fürder den Mund nicht mehr

auf, als um die, vor ihm stehende, edle Gabe der Reben wohlbehaglich einzuschlürfen.

Diesen, und andern Hof-Schwänken und leichtfertigen Schalksmährlein konnten aber weder die tugendsame Kammerjungfer, Wilhelmine Sellin, noch der ehrenfeine Herr Tafeldecker Schenk, aus der Reichsstadt Goßlar gebürtig, einigen Geschmack abgewinnen; auch saß dießmal, wider Gewohnheit, ernst und still dabei der Hofsattler Franz Braunwald, der eine wohlgerathene Arbeit in die Sattelkammer geliefert hatte, und deshalb bedeutet worden war, sich heute am Kammertische einzufinden. In tiefes Nachdenken, wie es schien, versunken, wurde er weder von den Neckereien der losen Sibilla, noch von des Jägers Possen erheitert; und als sie immer ärger es mit ihm trieben, langte er nach Hut und Stock und ging schweigend von dannen. Eben so still und in sich gekehrt trat er zu Haus in seine Stube. Da sprach ihn seine junge Frau mit den Worten an: „Sag mir nur, lieber Franz, was dir ist? — Seit gestern schon sehe ich dich, wider deine Gewohnheit, düster und unfreundlich. Heute glaubte ich dich aus der frohen Gesellschaft, in welcher du warst, wie sonst, heitern Gemüths

zurück kommen zu sehen; aber du bist es nicht. Ist vielleicht deine letzte Arbeit für den Grafen nicht nach deinem Wunsch aufgenommen worden? — oder ist dir sonst etwas Widriges begegnet?“ —

„Gestern schon, liebes Weib,“ — gegenredete der Sattler — „würde ich dir gesagt haben, was mir Unruhe macht, wenn ich nicht besorgen müßte, den Frieden deiner guten Seele zu stören. Aber da du in mich dringst, vermag ich es nicht länger zu hehlen. Du kennst die kleine Dachstube im alten Bau des Schloßes dahier, die mir zu meinen Arbeiten für die Herrschaft angewiesen ist. Du weißt, daß ich, um das neue schöne Pferdegeschirr, womit der Graf heute zur Kirche fuhr, bei Zeiten zu vollenden, vorgestern bis gegen Mitternacht arbeitete, und sehr spät nach Hause kam. Als ich nun dort in emsiger Beschäftigung saß, meine einsame Lampe vor mir brannte, Schneesturm an die klirrenden alten Fenster schlug, und der Nachtwächter so eben mit lauter Stimme die eilfte Stunde verkündet hatte, wurde plötzlich meine Thüre aufgestossen. Im Glauben, daß der Thorwart zum Aufbruch von der nächtlichen Arbeit mich mahnen würde, legte ich diese von mir; aber siehe da! herein trat ein mausgrauer Hund

von ungeheurer Größe, sah mit hellglänzenden Augen zutraulich mich an, und legte seine Schnauze auf den Tisch. Du weißt, daß Furcht meine Sache nicht ist; aber doch wandelte ein Gefühl der Unheimlichkeit beim Anblick dieser nächtlichen Erscheinung mich an. Ich faßte mich aber, und sah dem Thiere beherzt in die Augen; da öffnete es den weiten Rachen und stieß sonderbare hohle Töne aus tiefer Kehle hervor. Es war mir, als hörte ich den dumpfen Laut: — Folge mir! Folge! — Folge! — Ich schwieg, und rührte mich nicht. Aber zum zweiten und drittenmale vernahm ich diese Laute. Nun, dacht' ich, verschlingen wirst du mich doch nicht, also muthig dem Thiere nach, und gesehen, was es will, und wohin es mich bringen wird! — Meine Lampe ergreifend, folgte ich dem Hunde, der freundlich wedelnd vor mir her trabte. Zwischen den alten Dächern, in welchen der Wind saußte, von aufgeschreckten Käuzlein umflogen, rasselnden Ratten umgeben, schritt ich auf dem kalten Estrich des Bodens schauernd dahin, und gelangte endlich an eine schwarze Thüre, die ich noch niemals gewahrt hatte. Der Hund bäumte sich an ihr empor, und plötzlich öffnete sie sich mit widrigem Knarren.

Ich trat ein, leuchtete um mich her, und sah nichts, als ein ödes, leeres, weites Gemach. Aber der Hund faßte mit seinem Gebiße mein Kleid, und zog mich in eine Ecke hinter der Thüre. Der Schein meiner Lampe erleuchtete sie, und da zeigte sich mir eine weißglänzende lange Gestalt an die Wand hingelehnt. Sie erschien mir als eine stattliche Dame im altteutschen Seidengewande, mit langen, über die Schultern herabhängenden, goldgelben Haaren, und freundlichem Antlitz. Im zweifelhaften Licht der Lampe schien sie den rechten Arm gegen mich zu erheben, und mit flehender Miene mir ein kleines schwarzes Kreuz vorzuhalten. Kaum hatte ich die Hand erhoben, das dargebotene Kreuz zu berühren, als urplötzlich ein schrecklich sausender Windstoß meine Lampe verlöschte, ein furchtbares Prasseln das alte Gebäude durchtönte, ein erstickender Schwefelgeruch mich umgab, und ich nun da stand in dichtester Finsterniß, bebend, und ohne zu wissen und zu sehen, wohin ich meinen Fuß setzen sollte. Aber ich ermannte mich, verließ das Gemach, dessen Thüre dröhnend hinter mir zuschlug, und tappte, verfolgt vom wehmüthigen Hunde-Geheul, entlang am Gebälke des Daches mich fort, bis ich die

bekannten Umgebungen meiner Stube erreicht hatte. Bald fand ich auch die Treppe, gelangte nun in den untern erleuchteten Gang, und eilte nach Hause, wo ich dich bereits schlafend fand. Mir aber ward kein Schlaf zu Theil, denn mein Gemüth war von dem nächtlichen Abentheuer noch zu heftig erschüttert. Oft kam ich in Versuchung, das Ganze für ein Traumbild zu halten, aber allzusichtlich stehet noch jetzt vor mir der große graue Hund und die Dame im seidenen Kleide mit ihrem wehmüthig-freundlichen Gesichte. Ich glaube, daß beide verbannte Geister sind, welche auf Erlösung harren. Es thut mir daher wehe, wenn ich gedenke, daß diese Erlösung vielleicht durch mich hat geschehen sollen, von einem andern bösen Geiste aber vereitelt worden ist. Nun, liebes Weib, weißt du die Ursache meines Trübsinns und ernsten Nachdenkens."

„Lasse dich dieß nicht anfechten," versetzte die Frau, „dieß ist eine alte Geschichte, welche mir schon, als ich noch Kind war, von meiner Großmutter erzählt wurde. Du weißt, daß sie, nachdem sie Wittwe geworden, zehn Jahre lang Kindsfrau im Schlosse gewesen, von dem, was von Alters her sich darin zugetragen, viel zu er-

zählen wußte, und, wie es den Großmüttern eigen ist, in ihrem hohen Alter sehr gerne erzählte. Unter diesen Erzählungen war denn auch folgende:“

„Zu Zeiten des Grafen Gottfried, noch vor dem dreißigjährigen Kriege, sey eine adelige Jungfrau, Esther von Rinkenberg genannt, am Hofe gewesen, von deren ausnehmender Schönheit und Sittsamkeit man lange nachher noch viel Rühmens gemacht. Zu gleicher Zeit habe der Graf einen Kammerdiener gehabt, Namens Milz, aus Schweinfurt gebürtig. Dieser habe die Jungfrau gerne gesehen, und ihr viele Achtsamkeit erwiesen, um, wenn es möglich wäre, ihre Liebe zu gewinnen. Sie habe aber seiner, ob er wohl ein ganz hübsches Mannsbild gewesen, nicht geachtet, ihn von sich gehalten, und nicht undeutlich ihm zu verstehen gegeben, daß, da er unadeligem Herkommens sey, er seine Liebesneigung anders wohin zu richten habe. Diese Verachtung sey dem Kammerdiener tief zu Herzen gegangen, habe ihn aber keineswegs zurückgeschreckt, sondern ihn vielmehr mit noch heftigerem Liebesverlangen gegen die Hofdame entzündet. Weil er aber durch all sein Bewerben und Drin-

gen nicht zum Ziele gelangen können, habe er solches durch geheime Mittel zu erreichen gesucht. Ein alter wandernder, erfahrner Waidmann, der zu Zeiten ins Schloß gekommen, und von dem Grafen einen Zehrpfennig erhalten, habe ihm, als er demselben sein Anliegen vertraut, den Rath gegeben, er solle suchen, etwas von dem Haare seiner Geliebten zu bekommen, es zu Pulver verbrennen, und dann dieses in Wasser, vor Tages Anbruch geschöpft, früh nüchtern verschlucken. Wenn solches geschehen, werde er bald Merkmale von der Zuneigung der Jungfrau verspüren. Dieß ließ sich der Kammerdiener gesagt seyn. Eine volle Locke vom schönen blonden Haare der Jungfrau wußte er sich durch ihr Kammermädchen zu verschaffen, welche selbst ihm keineswegs feind war. Er that, wie der alte Waidmann ihm gesagt hatte. Nach einiger Zeit wollten die Hofleute bemerken, daß das schöne Fräulein Esther den Kammerdiener etwas freundlicher anblicke, als vorher geschehen. Und als drei Viertheile des Jahres verflossen, hieß es plötzlich, die Hofdame sey sehr krank, und liege ohne Hoffnung darnieder. Zugleich erfuhr man, daß der Kammerdiener Milz auf seiner Stube in strengem Gewahr-

sam gehalten werde, und einer der Kanzleiherren mit einem Schreiber ihn täglich verhöre. Mancherlei Sonderbares und Arges habe man damals gemunkelt, von der Sache aber nichts Gewisses erfahren können, indem alles sehr geheim tractirt worden. Die Geschichte habe sich damit geendet, daß das Fräulein schnell gestorben, in der Stille begraben worden, der Kammerdiener aber verschwunden sey, ohne daß man erfahren, wohin er gekommen. Mit rechten Dingen aber sey es nicht zugegangen, denn im Winter darauf, zur Zeit des Jahreswechsels, sey um Mitternacht auf dem Boden des alten Schloßbaues ein Rumoren, Rasseln und Tosen, ein Seufzen und Weinen, ein Traben und Heulen, wie das eines Hundes, gehört worden. Alljährlich habe dieß Unwesen sich erneuet. Jedermann habe daran geglaubt, dieß seyen die abgeschiedenen verbannten Geister der Hofdame, die nicht schuldlos gestorben, und des Kammerdieners, der wegen Verführung und Zauberei heimlich gerichtet worden. Lange nachher solle einst der Hausknecht, als er Nachts in einer entlegenen Kammer auf dem Boden etwas gesucht, ein Frauenzimmer in altteutscher Tracht stehen, und einen großen Hund vor ihr liegen gesehen

haben. Plötzlich aber sey das Licht ihm verlöscht, und Schrecken und Grauen habe ihn von dannen gejagt. Die Frauen-Gestalt habe man für die Hofdame, den Hund aber für den verwandelten Kammerdiener gehalten. Beide, sagte man, sehnten sich nach ihrer Erlösung, würden aber schwerlich dazu gelangen, indem ein böser Geist es verhindere." —

„Dieses ist die Geschichte," fuhr die Frau des Sattlers fort, „welche ich von der Großmutter hörte, und von welcher du nun selbst Erfahrung gemacht hast. Schlage sie dir aus dem Sinne, denn deine Schuld ist es nicht, daß du die Erlösung der verbannten Geister nicht zu bewirken vermochtest."

„Aber" gegenredete Franz Braunwald, „schon oft arbeitete ich ja, wie du weißt, auf meiner Dachstube im Schlosse bis tief in die Nacht, und niemals hörte und sah ich etwas Unheimliches." „Du hast vergessen," erwiederte die Frau, „daß die Erscheinung immer nur zur Zeit des Jahreswechsels, das ist in den zwölf Nächten von Weihnachten bis heil. Dreikönigstag, sich zeigt, außerdem aber niemals gesehen wird." —

VII.

Die Wettermacherin.

„Ach! wer klopft denn schon wieder? — Siehe doch nach, Gertraudt, wer vor der Thüre ist. Wenn es der Landsknecht von Schlüsselfeld ist, so lasse ihn eintreten. Ist es aber Jemand anders, so sage, daß ich krank zu Bette läge, und heute Niemand zu Diensten seyn könne.“ — So sprach die alte Cornelia zu ihrer Magd, während sie in ihrer Kammer am Tische saß, und ein großes aufgeschlagenes Buch vor sich liegen hatte. Der Landsknecht war nicht vor der Thüre, sondern der Fallmeister von Breitenau, welcher fortgeschickt wurde.

Im altväterischen schwarzen Gewande, den Kopf mit einem blauen Tuch umwunden, die Rechte auf den Tisch gestützt, eine Brille auf der spitzi-

gen dürren Nase *), saß Cornelia da, versunken in tiefes Nachdenken über die Zubereitung eines Wunder-Mittels, von dem sie so eben in dem großen Buche gelesen hatte. Dieß Buch war der — „Gart der Gesundheit“ — welcher zu Mainz in Doctor Fausts Werkstatt selbst im Druck erschienen war **). Neben ihr hatte ein großer schwarzer Kater auf einem Schemel Platz genommen. Hinter ihr blinzte in einem Eisenkäfig ein düsteres Käuzlein, und im Fenster stand ein weites verdecktes Glas, welches einen

*) Ohne Zweifel hatte Cornelia die Brille wirklich nöthig, und unterschied sich dadurch wesentlich von den Brillen-Jünglingen unserer Zeit, welche, wie es scheint, der Philosophie des berühmten Magisters Pangloß zu Ehren, blos deshalb Brillen aufsetzen, damit ihre Nasen nicht unbeschäftiget in die Welt hinaus ragen. — „Remarqués bien, que les nès ont été faits pour porter des lunettes, aussi avons-nous des lunettes.“ Candide par Voltaire, p. m. 5.

**) „Hortus Sanitatis, oder Gart der Gesundheit — zu Mencz gedruckt — Anno MCCCCLXXXV (1485).“ mit Fausts und Peter Schöffers Drucker-Zeichen.

großen grünen Frosch beherbergte. Manche glaubten gar, es sey eine Art Kröte. Im Winkel ihrer Kammer war eine, mit starken eisernen Banden, Riegeln und Schlössern verwahrte Kiste zu sehen, deren Inhalt selbst ihre vertraute Magd nicht genau kannte. Ein kleines Bücherbrett nahmen zehn alte, rings mit Messing beschlagene, Bände ein. In dieses Allerheiligste ihrer Wohnung hatte nur Gertraudt Zutritt, so oft es nöthig war. Wer zu ihr kam, wurde in der Stube empfangen, angehört und beschieden. Ein wohlverzäunter Hof umgab das kleine, am Ende des Dorfs gelegene, Haus, welches Cornelia seit Jahren bewohnte, ohne den Umgang ihrer Nachbarn zu suchen.

Dieses Dorf, wo Cornelia zur Zeit ihr Heimwesen hatte, ist der kleine Ort Seedorf, gelegen in einem tiefen, einsamen Thale des Hochwaldes, umgeben von dichten Gehölzen, und schon in den Briefen der grauesten Vorzeit genannt.

Am Dienstage nach Sanct Matthäi-Tag des Jahres 1595. ward abermals Hochgericht an der Cent zu Hasselburg gehalten. Der Centgraf, Abdias Dolmayer, hegte das Ge-

richt nebst den geschwornen Schöpfen, und den Rugsmännern aus den alten Rugsdörfern, mit all der Feierlichkeit, wie von Alters her geschehen. Als nun die Reihe zu rügen an den Rugsmann, Stoffel Keil von Seedorf, kam, trat derselbe hervor, und sprach also:

„Hochedelgestrenger, fester Herr Centgraf, und ehrsame Schöpfen des Gerichts! — Ich habe für dießmal eine schwere Rug anzubringen, und bitte, Ihr wollet mir aufmerksames Gehör verleihen!“ — Das sey dir vergönnt! versetzte der Centgraf; und der Rugsmann fuhr fort:

„Bei meinem Eid und Gelübde rüge und zeige ich an, daß in unserm Dorfe eine schadbare Frau sitzet. Wer, wie man zu sagen pflegt, ihre Hühner und Gänse sind, und von wannen sie kam, hat zur Zeit Niemand erkunden können. Man weiß nur, daß sie Cornelia sich nennt, vor drei Jahren aus dem Kloster Brachmünster nach Seedorf gekommen ist, und, wie verlautet, mit Geld von dem Herrn Prälaten versehen, ein kleines Haus am obern Eingange des Dorfs gekauft hat. Man meint, daß sie aus fremden Landen, wahrscheinlich aus Welschland, her-

stamme. Dieses Weib hielt sich nun anfänglich still und eingezogen, suchte nicht die Bekanntschaft der Ortsleute, erhielt aber dagegen öfters Besuch von fremden unbekannten Personen. Ueber ihr Leben und Thun verbreitete sich allerlei Rede. Viele wollten wissen, daß sie geheime Künste treibe, durch übernatürliche Mittel vieles auszurichten vermöge, und großen Gewinn davon habe. Dessen kümmerte sich aber Niemand in unserm Dorfe, bis Herr Breitenhahn, unser Schulmeister, mit ihr zu schaffen bekam. Als nämlich eines Sonntags die Frau desselben die alte Cornelia freundschaftlich heimsuchen wollte, ward sie nicht eingelassen, sondern von der Magd vor der Thüre mit unziemlicher Rede abgewiesen. Diesen Schimpf ließ der Schulmeister sich nicht gefallen, sondern ging spornstreichs zur Cornelia, pochte ungestüm an, und verlangte eingelassen zu werden. Aber die verschlossene Hausthüre that sich keineswegs auf, vielmehr nöthigte ein, vom Dache herabträufelndes, übelriechendes Wasser den Anklopfenden, von der Thüre zu weichen. Eben so wenig gelang es demselben, durch eines der niedrigen Fenster in die Stube zu blicken, und der Unsichtbaren Vorwürfe über ihre Unhöflichkeit zu-

zurufen; denn urplötzlich durchdrang von innen ein hellglänzender, blendender Schein die Scheiben, so daß der Schulmeister beinahe erblindete, und schnell die Augen abwenden mußte. Ja, als er hierauf im Zorne den Stock hob, um in die Fenster zu schlagen, fuhr schnell ein schmerzender Stich ihm durch den Arm, daß er ihn sinken ließ, und, Unheimliches ahnend, sich eiligst von dannen machte.“

„Von nun an widerfuhr dem Schulmeister täglich mancherlei Arges, welches er alles den bösen heimlichen Künsten und Tücken der alten Cornelia zuschrieb.“

„Eine blaue dünne Rauchwolke stieg eines Tags aus ihrem Schornsteine empor, und erregte im Luftkreis umher einen sausenden Wirbelwind, der das Bleichtuch der Frau Schulmeisterin wie einen Knaul Faden zusammentrillte, und in den Dorfweiher schleuderte.“

„Zu einer andern Zeit fand ebendieselbe, frühmorgens alle ihre Hühner todt, und maß die Schuld allein der schwarzen Katze der Cornelia bei, welche sie in der Morgendämmerung durch den Hof laufen sah.“

„Bald nachher klagte sie mir: ihrer Kuh

und Geiß sey an einem Tage plötzlich die Milch vergangen, und dieß rühre lediglich von ihrer Feindin Cornelia her, denn als sie früh den Stall geöffnet, sey eben diese schwarze Katze ihr entgegen gerannt."

„Es sey nicht zu zweifeln, daß das böse Weib durch dieses verdächtige Thier ihre Tücke auszuüben vermöge."

„Die Schulmeisterin ist es aber nicht allein, welcher sie Böses zufügt," — fuhr Stoffel fort, — „sondern unsere ganze Gemeinde hat sich über sie zu beklagen."

„Noch sind es nicht drei Monate, als einst um Mitternacht alle Kirchenglocken von selbst ertönten, und das ganze Dorf in Bewegung und Unruhe brachten; zugleich ward ein blaues Flämmchen auf der Thurmspitze gesehen."

„Bald darauf konnte der Schulmeister im sonntägigen Gottesdienste seiner Orgel nicht Herr werden. Sie gab bald ganz falsche wilde Töne von sich, bald verstummte sie völlig, und im Innern derselben ward ein schreckliches Sausen und Brausen gehört. Der Schulmeister mußte sie verlassen, und den Kirchengesang ohne Orgelspiel führen. Nach dem Gottesdienste, während des

stillen Vater Unsers aber flatterte plötzlich, zu Jedermanns Schrecken, ein Käuzlein aus dem Gehäuse der Orgel hervor, und entflog durch ein offenes Fenster. Man will wissen, daß Cornelia einen solchen Unglücksvogel im Hause habe, und zu bösen Stücken sich seiner bediene."

„An einem andern Sonntags-Morgen ward das Wasser im Dorfsee blutroth, und alle Fische todt auf der Oberfläche schwimmend gefunden. Als der See abgelassen war, gewahrte man in einer Ecke desselben einen großen scheußlichen Frosch, wie noch Niemand einen gesehen, der sich aber alsbald in das dichte Uferschilf verkroch. Viele behaupteten, daß Cornelia auch ein solches Ungeziefer im Hause habe."

„Noch mehr! Eines Morgens sah man eine große Strecke im Wiesengrunde mit einem schneeweißen Staube bedeckt, den Niemand zu erklären vermochte; aber alles Vieh, welches auf dieser Strecke geweidet hatte, erkrankte, und erhielt lange seine verlorne Gesundheit nicht wieder. Jedermann war der Meinung, daß die Weide von der bösen Cornelia vergiftet worden sey."

„Das ärgste aber war, daß einstmalen Nachmittags ein dicker schwarzer Dampf aus ihrem Rauch-

fange emporquoll, und hoch in der Luft zu einer schauerlichen Gewitterwolke sich anhäufte, aus welcher fürchterliche Blitze mit schrecklichen Donnerschlägen hervorbrachen. Lange stand diese Wolke drohend ober unserm Dorfe; endlich aber zog sie langsam über das Thal gegen unsern Gemeindewald, und als sie diesen erreicht hatte, fuhr plötzlich mit erschütterndem Donner ein entsetzlicher Blitzstrahl aus ihr herab auf die stärkste Eiche im Walde, und zersplitterte sie, als wäre es ein Schleißenbündel gewesen, in tausend, weit umher geworfene, Stücke. Zugleich stürzte ein Wolkenbruch ohne Gleichen herab in den Grund, und überfluthete mit Kies und Koth das Gras unserer Wiesen. An diesem Unheil ist nun Niemand als die böse Cornelia Schuld. Sie ist ein verdächtiges, gefährliches Weibsstück, und hat auch nur Umgang mit verdächtigen Leuten; zum Beispiel mit dem übelberüchtigten Landsknecht von Schlüsselfeld, mit dem lahmen bösen Hirschhüter von Wüstenbuch, mit der alten Susel aus der Hutzelmühl und Andern dieses Gelichters. Diese kommen nun täglich zu ihr, hinterbringen ihr allerlei Kunde, und empfangen wieder Bescheid und Weisung. Was ihr Verkehr

mit diesem Gesindel eigentlich sey, konnte man bisher nur vermuthen; aber nun, nachdem ein Schwesterkind ihrer Magd den Sohn unsers Müllers geheirathet, ist durch diese Verwandtschaft Vieles offenbar worden. Die alte Gertraudt vertraute nämlich der Müllerin: — Gewissenswegen könne sie nicht länger verschweigen, daß sie glaube, ihre Dienstfrau Cornelia verstehe und übe verbotene heimliche Kunst, denn in einer dreifach verschlossenen Truhe verwahre sie allerlei sonderbare, seltne, verdächtige Sachen, woraus sie Pulver zusammen mische, und Salben und Tränke in einem eisernen Hafen koche. Alles dieses verkaufe sie dann gegen gute Bezahlung an Quacksalber, Wasenmeister, weise Frauen und Andere, welche zur Heilung verborgener Krankheiten, Abhaltung drohender Uebel, aber auch zu heimlicher Vergiftung und Krankheits-Erregung, zur Vernichtung der Fruchtbarkeit eines Felds, zur Verwandlung der Luft und des Wetters und andern gottlosen Dingen sich gebrauchen lassen; ja Cornelia selbst solle nicht selten dergleichen lose Kunst an ihren Feinden ausüben."

„Die Müllerin, obgleich Gertraudt es ihr verboten, eröffnete mir doch, von ihrem Gewissen

getrieben, alles was ihr war kund worden, und ich darf es nun, Pflichten halber, dem löblichen Centgericht nicht verhehlen."

„Aus meinem Vorbringen aber werdet Ihr nun vermerket haben, hochedelgestrenger Herr Centgraf, daß die Frau, genannt Cornelia zu Seedorf, eine Ausüberin böser Künste, eine Drud, Unhuld, Zauberin, Wettermacherin, Giftmischerin, kurz, ein gefährliches Weib ist, welches wir fürder nicht gedulden noch leiden können. Ich erhebe daher Klage wider sie, und bitte ein löbliches Centgericht, sie gefänglich verhaften zu lassen, und nach der Strenge des peinlichen Rechts gegen sie zu verfahren." —

Damit endete der Rugsmann von Seedorf seine Anzeige und Klage; und nachdem der Centschreiber mit schneller Hand dem Centbuche alles einverleibt hatte, rief der Centgraf dem Centbüttel Greiff, und befahl ihm, mit einem Bewehrten sich stracks nach Seedorf zu verfügen, dem Weibe, Namens Cornelia alldort von der Cent zu Hasselburg gefängliche Haft anzukündigen, und sie, nach sicherem Verschluß ihrer Habe, stehenden Fußes anhero zu liefern.

Der Büttel eilte, dem Befehl zu gehorsa-

men; aber ehe er nach Seedorf gelangte, war der Wettermacherin das, was sie zu wissen nöthig hatte, schon durch den kundschaftenden Landsknecht hinterbracht worden. Der Abend war bereits eingebrochen, als Greiff Corneliens Hause sich nahete. Aber wie er die Pforte öffnen will, sinkt plötzlich ein dichter erstickender Nebel auf ihn herab, der ihn zwingt, zurück zu weichen. Von neuem dringt er vor, aber dichter und stinkender wird die Nebelwolke, er weiß die Pforte nicht mehr zu finden, und zugleich fühlt er, daß ein heißes, beißendes Wasser ihm ins Gesicht gespritzt wird. Fluchend weicht er mit dem Bewehrten zum zweitenmale zurück. Da trat zu ihnen der Schulmeister Breitenhahn mit der Ermahnung, wenn Euer Leben Euch lieb ist, so verlaßt dieses Haus, welches von einem bösen Geiste bewohnt wird, und glaubt mir, daß heute Euer Vorhaben Euch keineswegs gelingen werde.

Sehr ungern folgte der herzhafte Greiff dieser Ermahnung; aber sein Gefährte wollte nicht bleiben. Sie nahmen also in finsterer Nacht den Rückweg nach Hasselburg, wo der Centgraf und viele Neugierige die gefängliche Einlieferung der Wettermacherin von Seedorf erwarteten.

Nachdem aber der Büttel ohne diese erschienen war, und die erfahrnen Widerwärtigkeiten erzählt hatte, ergrimmte der Centgraf in seinem Zorn, schalt den Büttel einen Feigling und schwur, daß er die verfluchte Hexe gewiß zur Stelle bringen wolle. Alsbald befahl er, daß auf morgen früh der große Rappe aus der Hülsenmühle zum Reitpferd für ihn bestellt werde, und daß sechs Mann von der Centwehr, drei mit Hackenbüchsen, und drei mit Hellebarden, zum Ausfall bereit stehen sollten. Noch im Schimmer der Morgenröthe des andern Tags stand der Centgraf unter seiner Hausthüre, in großen, weiten, mächtig bespornten Ritterstiefeln, langen, gelben hirschledernen Hosen, scharlachenem Brustlatze, einem Koller aus Elens-Leder, einem hohen runden Hut mit blutrother Feder, und langem Raufdegen an der Seite *). Der Rappe, aus der Hülsenmühle geholt, ward nun vorgeführt, Dolmayer schwang sich auf, und ritt, von Greiff und den Cent-

*) „Den schwarzen Hut mit einem Strauß
Und Band gezieret, sah er aus
Als wie der Bayr'sche Hiesel."
Blumauer trav. Aeneis IV. 29.

wehrmännern begleitet, durch den herbstlichen Morgen-Nebel dahin. Er hatte sich einen listigen Entwurf ausgedacht, wie er der Wettermacherin beikommen und ihrer gewiß habhaft werden wolle. Danach gab er seinen Leuten Bescheid, wie sie thun, und sich halten sollten. Der Zug ging seitwärts durch den Wald, um von hinten das Haus der Cornelia zu umringen. Wohlgemuth ritt Herr Abdias dahin, und schon blinkte der Schiefer des Seedorfer Kirchthurms durch die weissen Birkenstämme, als aus einer, über dem Walde schwebenden, dichten Wolke ein schwefelgelber Blitzstrahl so plötzlich herniederfuhr, daß der Centgraf und seine Begleiter, in Dampf und Qualm gehüllt, vor Schrecken erstarrten. Im Augenblick aber that der Rappe, der auf der Hülsenmühle eine solche Erscheinung noch niemals gehabt hatte, einen verzweifelten Seitensprung, bäumte sich hoch, und warf seinen stattlichen Reiter sehr unsanft zur Erde. Ein höchst kläglicher Unfall! — Denn Herr Abdias war mit einem Baumstumpf in Gegenstoß gerathen, und hatte eine blutrünstige Stirne empfangen. Seine schöne Hutfeder war zerknickt, sein Elens-Koller häßlich besudelt, seine hirschledernen Beinkleider hat-

ten da, wo man es am wenigsten gerne sieht, einen schmählichen Riß erhalten, und — was das jämmerlichste war — sein langer Stoßdegen, mit welchem er schon bei mancher Hinrichtung Parade gemacht, war ihm zwischen die Beine gekommen, und in zwei Stücke gebrochen.

„Seht Ihr's nun, gestrenger Herr," — sprach Greiff, indem er herbei eilte, um dem Gefallenen wieder auf die Beine zu helfen, — „seht Ihr's, daß es kein Kinderspiel ist, die Hexe zu Seedorf zu fangen. Zweifelt Ihr wohl daran, daß der Streich, der Euch und uns hier begegnete, ein Stück aus ihrer Teufelsküche ist? — Aber was nun beginnen? — Dennoch die Wettermacherin aufheben wollen? — Das dürfte uns schwerlich gelingen, wohl aber Euch und uns noch etwas Aergeres eintragen, als einen zerbrochenen Sarras, und zerschlitzte Beinhosen. Auf diesem Wege geht das Ding nun einmal nicht; laßt es uns anders anfahen!" —

Unmuthig gebot der Centgraf dem Büttel Stillschweigen, brachte sich so gut als möglich in Ordnung, bestieg den Rappen wieder, und kommandirte seine Mannschaft, aus wohl überlegten Gründen, für diesmal zu einer rückgängi-

gen Bewegung nach Hasselburg. Dort zog er durch eine Seitengasse ein, gleich dem Ritter von der traurigen Gestalt. Aber bald fand er Trost in der holdseligen Zusprache seiner geliebten Ehehälfte, und in einem Maaskruge stärkenden Franken-Weins.

Als er am folgenden Tage von allen Seiten überlegte, durch welche Anstalt die böse, gefährliche Cornelia am leichtesten fest zu machen seyn möge, und sein Verstand kein sicheres Mittel zu ersinnen vermochte, wurde der Rugsmann, Stoffel Keil von Seedorf, angemeldet. Unverzüglich ließ der Centgraf ihn ins geheime Verhörstüblein rufen, forschte nach seinem Anbringen und vernahm Folgendes:

„Es ist uns zu Seedorf gesagt worden," sprach der Rugsmann, „daß Ihr gestern auf dem Wege gewest wärt, um die, der Zauberei angeklagte, Cornelia in gefängliche Haft bringen zu lassen, daß aber ein Unfall, der Euch unterwegs widerfahren, Euch bewogen habe, unverrichter Dinge wieder anheim zu ziehen. Es wundert uns dessen nicht, denn dem bösen Weibe ist wohl kund, was Ihr gegen sie vorhabt, und deswegen bietet sie all ihre Teufelskunst auf, um

Eure Anschläge zu nichte zu machen. Mit offener Gewalt werdet Ihr also schwerlich etwas gegen sie ausrichten; vielleicht aber eher auf stillem, heimlichem Wege. Vernehmt also, was ihre Magd Gertraudt der Müllerin, und diese mir wieder vertraut und gerathen hat. Laßt einige Tage in Ruhe verfließen, damit Cornelia glaube, man werde ferner nichts wider sie vornehmen. Mir aber ertheilt Vollmacht, einige handfeste Männer zu bestellen, welche zur Stunde bereit sind, das zu vollziehen, was ihnen geboten wird. Es wird mir zu wissen gethan werden: wann Cornelia — was oft in vielen Nächten nicht geschieht — in tiefen, festen Schlaf versunken liegt. Dann soll es mir, hoff' ich, gelingen, ihrer Meister zu werden." —

Dessen war Herr Abdias hoch erfreut; denn die Zauberin von Seedorf in seine Hände zu bekommen, und sein Müthlein für den erlittenen Spuck und Schaden an ihr zu kühlen, war nun sein rastloses Dichten und Trachten. Unverweilt mußte also der Centschreiber dem Rugsmann Keil einen Gewaltsbrief ausfertigen, worin enthalten war, was er vorzunehmen habe und wozu er bemächtiget sey.

Damit ging dieser von dannen, und ordnete mit seinen Vertrauten zu Seedorf insgeheim an, was ihm befohlen war.

In der dritten Nacht, als die Thurmglocke zehn Uhr ausgeschlagen hatte, und tiefe Stille auf dem Dörflein ruhte, erhielt Stoffel von der Müllerin das verabredete Zeichen. Nun nahm er zu sich die bestellten drei Mann, mit derben Knütteln, Stricken und Riemen versehen, und nahete sich Corneliens Hause. Schon wartete ihrer die fromme Gertraudt, that ihnen mit bebender Hand die Thüre auf, und geleitete sie, mit schwachem Lampenlicht vorleuchtend, leisen Trittes, in die Kammer vor das Bette der tiefschlafenden Cornelia. Schauerlich war ihr gelbes, hageres, verschmitztes Gesicht im matten Scheine der Lampe zu sehen. Sie lag da, den letzten ruhigen Schlaf ihres Lebens zu schlafen; und die Umstehenden fühlten ein heimliches Grausen in der Nähe der mächtigen Zauberin. Aber der Rugsmann faßte und rüttelte schnell ihre Hand mit dem Schreckens-Zuruf: Wach' auf, alte Sünderin! Wach' auf! Deine Stunde ist kommen. Erschrocken fuhr Cornelia empor. „Was ists? — Wer seyd Ihr? —

Was wollt Ihr? — Gertraudt! Wo bist du?“ — rief sie aus. Aber Gertraudt antwortete nicht; wohl aber befahl Stoffel der Bestürzten mit donnernder Stimme, sogleich das Bette zu verlassen, und sich anzukleiden. Als dieses mit Hülfe der Magd geschehen war, wandte Cornelia sich schnell gegen ihre Truhe, und versuchte solche zu öffnen, um daraus ein schnellwirkendes Zaubermittel zu ihrer Befreiung hervor zu holen. Vergebens! — Einer der handfesten Männer hatte Sitz auf der Kiste genommen, und bezeigte nicht Lust, sie zu verlassen. Zugleich aber faßte einer der andern mit starker Hand ihre Arme, bog sie zurück, und band sie fest auf dem Rücken zusammen.

Als Cornelia inne ward, daß sie übermannt sey, daß kein Flehen ihr nutzen werde, kein Rettungsmittel ihr mehr zu Gebot stehe, ergab sie sich ihrem Verhängniß mit stummem, verbissenem Ingrimme, und würdigte ihre Häscher ferner nicht eines einzigen Worts. Schweigend ließ sie sich den Kopf verhüllen, aus dem Hause führen, und auf einen bereit stehenden Wagen heben. Der Rugsmann und die drei andern setzten sich zu ihr, zwei Bursche, mit hellodernden

Holzfackeln gingen zur Seite; und so zogen sie dahin durch Flur und Wald in dunkelster Rabennacht.

Herr Abdias ruhte noch in den Armen des süßesten Morgenschlafs, als ein kräftiges Pochen an seiner Hausthüre ihn daraus erweckte. Schnell schwang er sich aus dem Bette, öffnete das Fenster, und vernahm mit hoher Freude von unten die Rede: — „Laßt aufthun, Herr Centgraf, wir bringen die Wettermacherin von Seedorf!“ — Sogleich ward Greiff gerufen und befehligt, die Verhaftete in die feste dunkle Bockstube zu bringen, sie doppelt an die Wand anzuschließen, genau auf sie Acht zu haben, und des Weitern zu rechter Zeit gewärtig zu seyn. Der Centgraf legte sich nun wieder seiner erschrockenen, besorgten Bettgenossin zur Seite, und überließ sich aufs neue dem Morgenschlaf, während Corneliens Begleiter im Wirthshause den Früh-Inbiß einnahmen, und dem erstaunten Wirth des Breiteren erzählten, wie sie der Wettermacherin habhaft geworden.

Mit ihnen, mit dem flinken Centschreiber und dem Büttel Greiff, zog Herr Abdias auf seinem Rappen in heiterer Vormittagsstunde zu-

rück nach Seedorf, um vor allem die Habe der Verhafteten zu besichtigen, und derselben von Gerichtswegen sich zu bemächtigen. Die alte fromme Gertraudt übergab ihm alle Schlüßel; und da eröffnete er denn zuvörderst die festverwahrte verdächtige Truhe. Die Doppelriegel ihrer drei Schlößer gehorchten knirrend den mühsam herausgefundenen Eröffnungs-Werkzeugen, und sonderbare Dinge wurden nun ans Tageslicht gezogen. In verschiedenen Fächern, Paketen und Kistchen entdeckte man geraspeltes Menschengebein, Haarbüschel, Nägelschabsel, Wolfszähne und Eulen-Fänge, Hundspetersilien-Stengel, Stechapfel-Kerne und Liebesäpfel, Hüttenrauch, schwarzen Kobalt, Quecksilber und Jungfernschwefel; endlich auch einen Hohlspiegel, Gichtringe, Zaubergürtel und Teufelsgeißeln nebst vielen andern seltsamen, unbekannten und verdächtigen Dingen dieser Art mehr. Gertraudt zeigte dem Centgrafen auch die verschiedenen eisernen Kochtöpfe, Rauchpfannen, Schmelztiegel und Kolben, deren sich Cornelia in geheimer Zubereitung ihrer Kunsterzeugnisse bedient hatte.

Dem Herrn Abdias ward hieraus augenfällig und klar, daß Cornelia eine Giftmischerin

und Hexe gewesen. Er ließ alles dies, und was er sonst verdächtiges vorfand, auf einen Müllerkarren laden und nach Hasselburg führen. Das Haus aber und was noch darin war, übergab er zu getreuen Händen der frommen Gertraudt und Stoffeln, dem Rugsmann. Der schwarze Kater, das Käuzlein, und der häßliche Frosch wurden als abscheuliches, schädliches Hexen-Gethier sogleich ohne Barmherzigkeit getödtet, und verscharret.

Bei der Cent zu Hasselburg eröffnete nun der Centgraf Dolmayer, mit seinen Schöpfen, eine feierliche Gerichtshegung über die, der Zauberei angeklagte, und nun in gefänglicher Haft sitzende Cornelia von Seedorf. Die Verhaftete ward aus dem Gefängniße abgeholt, vor der Gerichtsthüre ihrer Banden entledigt, und dann dem Gerichte vorgeführt.

Der Centgraf fing nun an zu fragen nach ihrem eigentlichen Namen, Herkommen und Vaterlande, nach ihrem seitherigen Gewerb und Leben, und ließ ihr auch aus dem Gerichtsbuche die Anklage vorlesen, welche der Rugsmann von Seedorf am Dienstag nach Matthäi wider sie erhoben hatte. Ferner zeigte er ihr all die wun-

derlichen, verdächtigen Sachen vor, welche in ihrer Truhe waren gefunden worden.

Cornelia ließ sich hierauf also vernehmen:

„Wie mein Name geheißen ist, und daß ich bisher zu Seedorf häuslich gesessen, ist Euch, Herr Centrichter, unverborgen. Von meinem Herkommen, und frühern Leben und Gewerb aber etwas zu wissen, kann Euch nichts frommen; auch werdet Ihr hievon niemals etwas von mir erfahren. Welch ein Recht Ihr hattet, durch Hinterlist mich in gefängliche Haft zu bringen, vermag ich nicht zu beurtheilen; wohl aber weiß ich, daß der Abt von Brachmünster mein Gutsherr ist, und ich seinem Schutze empfohlen bin. Ihr werdet dieß wohl zu bedenken wissen.“ —

Auf diese unerwartete Einrede achtete jedoch der Centgraf keineswegs, sondern drang mit vielen und scharfen Fragen in das Weib, um richtige Antwort zu erhalten. Allein Cornelia blieb stumm, und ward als eine verstockte Missethäterin ins Gefängniß zurück geführt.

Ein dreimal wiederholtes Verhör, und Ermahnen, Gott zu Ehren die Wahrheit zu bekennen, hatte keinen andern Erfolg, als daß Cornelia trotzig dem Richter die Worte hinwarf:

„Ich sehe mich einmal in Eure Hände gegeben, glaubt Ihr, daß ich des Todes schuldig sey, so verfahrt, wie es Euch recht dünkt.“ —

Hierauf urtheilten der Centgraf und die Schöpfen, daß die Verhaftete wegen ihrer Verstocktheit mit peinlicher Frage anzugreifen sey. Sie ward also in die Marterkammer gebracht. Der Nachrichter legte vor ihr die gräulichen Werkzeuge der Daumen-Schrauben, spanischen Stiefeln und der pommerschen Mütze aus; aber Cornelia sah alles das unerschrocken an, und hielt zu Jedermanns Entsetzen die Martern selbst aus, ohne den Mund zu einer Klage oder zu einem Bekenntniß zu öffnen. Richter und Schöpfen verwunderten sich dessen höchlich, sahen aber in Corneliens Starkmuth und Schweigen nicht Unschuld, sondern nur störrischen Sinn und Hartnäckigkeit. Ja manche muthmaßten gar, daß sie durch geheime Mittel sich wider die Wirkung der Folter zu schüzzen vermöge.

Um nun auch auf andern Wegen Corneliens Werke der Finsterniß ans Licht zu bringen, wurden der lahme Hirschhüter, der Landsknecht und die alte Susel vorbeschieden, und über ihren Umgang mit der Verhafteten, über das, was

sie von ihr gekauft, und über dessen Gebrauch in scharfes Verhör genommen. Aber der Landsknecht und Hirschhüter verharrten dabei, daß sie blos Arzneien wider mancherlei Uebel bei Menschen und Vieh von ihr erhalten, und von verdächtigen, schädlichen, übernatürlichen Mitteln nichts wüßten. Nur das alte Weib bekannte, daß sie einstmals zwar auch Rattenpulver von ihr genommen, aber nur um damit den Stein-Marder zu vergiften, welcher zweimal in ihren Hühnerstall auf der Hutzelmühle eingebrochen.

Von der Magd Gertraudt konnte eben so wenig gewisse Kunde über die heimliche Kunst ihrer gewesenen Dienstfrau erlangt werden; denn dieselbe sagte aus, daß Cornelia jederzeit ihre Küche verschlossen habe, wenn sie darin handthieret, und daß sie niemals zugegen gewesen, sondern jedesmal verschickt worden sey, wenn jene mit ihren Vertrauten Zwiesprach gehalten; doch könne sie nicht bergen, daß Corneliens Leben, Geschäft und Gesinnung ihr allzeit sehr zweideutig und verdächtig geschienen, und daß sie glaube, die Unfälle, welche das Dorf und den Schulmeister betroffen, seyen das Werk ihrer Dienstfrau gewesen.

Indem nun Herr Abdias auf diese Weise die Untersuchung wider die Gefangene eifrig verfolgte, langte ein Schreiben von dem Abte von Brachmünster bei ihm an, folgenden Inhalts:

„Hieronymus von Gottes Verhängniß Abt des Gotteshauses zu Brachmünster.

Unsern günstigen Gruß in wohlgeneigtem Willen zuvor.

Ehrsamer, wohlgelahrter Herr Centgraf!

Uns ist glaublichen kund worden, daß Ihr eine Frauensperson, Namens Cornelia, die in Unserm Schutz und Verspruch zu Seedorf häuslich gesessen, gefänglich habt greiffen, und gen Hasselburg führen lassen; aus Ursachen: ob solle sie heimlicher böser Kunststücke verdächtig seyn, und dergleichen zu üben sich unterfangen haben.

Wann Wir dann, da besagte Cornelia Uns vorlängst wohl bekannt, solchen Beimessungen böser Leute keinen Glauben verleihen können, Uns auch befremdlich fallen will, daß Ihr unsere Schutzgenossin nächtlicher, hinterlistiger Weise, und ohne Uns dessen zuvor, wie billig, zu berichten, zu gefänglicher Haft habt annehmen lassen; als

ist Unser günstiges Gesinnen an Euch: Ihr wollet eröfterte Cornelia wiederum auf freien Fuß setzen, und Uns und Unserem Gotteshause, als ihrer ungezweifelten Vogtheyherrschaft, das weitere Verfahren wider sie, ob dessen bedürftig wäre, lediglich überlassen.

Uebrigens Uns und Euch in den Schutz Gottes empfehlende.

Geben in unserm Gottshause zu Brachmünster am Montag nach Simonis et Judä Tag, im Jahr des Herrn 1595.

Fr. Hieronymus, Abbas."

Auf dieses Sendschreiben ließ Herr Abdias in Rückantwort sich also vernehmen:

„Hochwürdiger, in Gott andächtiger Herr Prälat.

Meinen willigen Dienst, und was ich ansonsten Gutes vermag, zuvor!

„Was Ihr wegen der allhier in Verhaft sitzenden, böser Werke angeklagten, Cornelia von Seedorf in Eurem günstigen Schreiben, dessen Datum stehet auf Montag nach Simonis et Judä dis Jahrs, an mich habt gelangen lassen,

und an mich gesonnen habt, solches habe ich ablesend wohl vernommen, und verstanden.

Nachdem es aber mit ermeldter Cornelia diejenige Beschaffenheit nicht hat, als Ihr Euch vorstellen möcht, oder Euch hinterbracht worden seyn mag; sintemal sie der Zauberei, des Wettermachens und viel anderer böser Stück angeklagt und höchst verdächtig ist, und der Gemeinde zu Seedorf, wie Ihr solches täglichen erfahren könnt, oft und dick mancherlei Schimpf und Schaden durch sie zugangen ist; als will es mir, obhabenden Richteramts halber, nicht gebühren, in Euer Begehren zu willigen, und die Cornelia auf freien Fuß zu setzen, sondern erachte mich vielmehr schuldig, nach Recht und Herkommen weiter gegen sie fürzufahren. Was dann die Vogtheyherrschaft Eurer Abtey über Seedorf anbelanget, deren Ihr in Eurem Sendschreiben Anregung thut, so lasse ich solche an ihren Ort gestellt seyn. Ihr müßt aber wissen, daß dem Vogtgericht in keinem Wege zukommt, die Unthaten, deren Cornelia bezüchtiget ist, zu erkunden und abzustrafen, sondern daß solches dem hiesigen Centgericht gebührt, in dessen Umkreis, wie Euch wohl bekannt, das Dorf Seedorf unstrittiglich gelegen ist.

Sonsten habt Ihr mich zu allen Diensten willig und bereit.

Geben zu Hasselburg, auf aller Seelen Tag, ao. ꝛc. 95.

Abdias Dolmayer
Centgraff allda.“

Also fügte sich der Centgraf keineswegs in das Begehren des Abts, sondern fuhr mit schar=fer Frage wider Cornelia fort, um dieselbe zum Geständniß ihrer bösen Thaten zu bringen. Allein vergeblich war all sein Bemühen; denn sie blieb stumm, wie vorher, bekannte nicht, und läugnete nicht. Da legte Abdias den ganzen Handel der Centherrschaft vor, und diese befahl ihm, den Rath auswärtiger Rechtsgelehrten dar=über zu erholen. Dies geschah, und nach zwei Monaten lief von dem weitberühmten Schöppen=stuhl zu Großgenau das erleuchtete Gutach=ten ein:

„Daß Cornelia von Seedorf we=gen Giftmischerei, Wettermachens und Zau=berei, deren sie zwar nicht allerdings gestän=dig, aber doch sattsam überführet, vermög hundert und neunten Artikels Kaiser Caroli

quinti peinlicher Halsgerichts-Ordnung mit dem Feuer vom Leben zum Tod zu bringen sey."

Die Centherrschaft zu Hasselburg trug kein Bedenken, diesen gutachtlichen Rechtsspruch zu bestättigen, und also traf unverweilt der Centgraf alle Anstalt zum baldigen Vollzug des Urtheils.

Zwischen dem Galgen und Rabenstein bei Hasselburg, ward rings um einen hohen Pflock ein großer Scheiterhaufe aufgeschichtet, der Verhafteten ward ihr Urtheil drei Tage vorher, als es sollte vollstreckt werden, von dem Centrichter und zwei Schöpfen in schwarzen Mänteln verkündet, und die ganze Centwehr befehligt, sich Freitags den 22. Februar 1596 bei guter Tagszeit, gerüstet mit Spießen und Hellebarden, in Hasselburg einzufinden, um die arme Sünderin zum Tode zu geleiten, und der Hinrichtung Sicherheit zu gewähren.

Unerschrocken, und ohne eines Worts sich verlauten zu lassen, hatte Cornelia ihr Todesurtheil angehört; den Besuch eines Geistlichen hatte sie von sich gewiesen, und den dargebotenen Genuß des Sakraments mit verstocktem Herzen

verschmähet. Die letzte Nacht ihres Lebens war eingebrochen, und —

Hier erwarten die hochgeehrten Leser und Leserinnen ohne Zweifel eine umständliche Erzählung, wie es bei Corneliens Hinrichtung hergegangen, wie sie auf dem Scheiterhaufen sich geberdet, wie dieser angezündet worden, und emporsteigende Flammen, Rauch und Qualm die Elende den Augen der tausend Zuschauer endlich entzogen haben. Allein, wenn ich auch, uneingedenk eines wohlweisen Raths von dem alten Poetenfürst Horatius Flakkus *), meinen Lesern das Greuelgemälde vom Feuertode der Zauberin Cornelia so treffend als möglich vor Augen zu stellen Lust trüge, so bin ich doch solches zu thun nicht im Stande; denn als frühmorgens am Hinrichtungs-Tage der Büttel Greiff in das Gefängniß trat, fand er Corneliens Wächter in tiefem Schlafe, sie selbst aber kalt und todt auf ihrem Lager hingestreckt. —

*) „Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.“
Horat. de Art. poet. 185.

Ein kleines goldnes Büchslein, in Gestalt eines Herzes, fand man in ihrem Busen verborgen, und der Inhalt desselben — ein scharfes, schnelltödtendes Gift — that kund, wie sie den Händen des Henkers sich entzogen, und ihrem Leben ein Ende gemacht.

VIII.

Der irrende Jäger.

Vom Dorfe Birkenthal erstreckt sich ein dichter Forst stundenweit westwärts bis zum Bergschlosse Schwanenburg, wo, wie der glaubhafte Geschichtschreiber und Poet Caspar Bruschius weiß *), der Frankenkönig Pipin, der Kurze genannt, vor mehr als tausend Jahren seine Residenz und glänzendes Hofwesen hatte. Diesen Forst durchkreuzen zahllose Wege in vielfacher Richtung, und erschweren dessen Durchwanderung. Wer dieser Pfade nicht genau kundig ist, geräth leicht auf Abwege, gelangt an unrechte Orte, und

*) C. Bruschii Chronologia Monasterior. Germ. p. m. 279.

sieht sich mit Verwunderung bei seinem Austritte aus dem Walde oftmals an ganz andern Stellen, als wohin er gewollt hatte. War Jemand auf Holzwegen, die sich allmälig verlieren, in die Tiefe des Waldes gerathen, so irrte er nicht selten stundenlange umher, verlor sich immer weiter in unwegsame, seit hundert Jahren nicht betretene, Strecken, und hatte von Glück zu sagen, wenn sich vor einbrechender Nacht irgendwo ein Ausgang ins Freie ihm zeigte. Einem solchen Irrwanderer war es oft, als vernehme er den einladenden Zuruf eines Andern; aber wehe ihm, wenn er diesem Rufe folgte; denn es war eine äffende Stimme, welche bald vor — bald hinter ihm erscholl, und seinen Irrgang noch mehr verwirrte. Deswegen wurde jeder fremde Wanderer ermahnt, auf die Stimme des „Hophei's" — keineswegs zu hören, sondern unabweichlich auf dem bezeichneten Waldpfade vorwärts zu schreiten.

Claus Wolf, der Wildschütz auf dem benachbarten Schloße Hohenspecken, hatte vor hundert Jahren gelebt. Er war ein schalkhafter, schlimmer Kunde, hatte auf mancherlei verborgene Waidmannskunst sich verstanden, und manch losen Streich ausgehen lassen. Er wußte

es durch verstohlene Pulververmischung, durch Anwendung schädlicher Waldkräuter und Wurzeln, und Ausübung anderer heimlicher, arglistiger Kunst zu bewirken, daß seinen Jagdkameraden, deren Freund er nicht war, das Gewehr versagte, so oft er es wollte, daß ihre losgebrannten Standrohre und Pürschbüchsen zersprangen, daß ihre Hunde erlahmten, daß das geschossene Wild nirgends zu finden war, und anderes Waidmanns-Unheil ihnen begegnete.

In arger Feindschaft war er vornämlich mit Hans Michael Baumer, dem Holzförster des Städtleins Iphagen, gestanden. Heimlich hatte er auf der Gränze seines Forstbezirks eine mächtige Eiche fällen lassen, und gegen den, Widerspruch einlegenden, Holzförster keckmüthig behauptet, daß dieser Baum seiner Herrschaft zuständig sey. Allein der ehrsame Rath von Iphagen war anderer Meinung, und wußte es dahin zu bringen, daß die Abfuhr des Eichbaums untersagt, und Untersuchung über das Eigenthum der Stelle, wo derselbe gestanden, angeordnet wurde. Da kamen dann am bestimmten Tage die Feldgeschwornen von Iphagen und Possendorf an Ort und Stelle, erforschten die geheimen Merk-

zeichen der Gränzsteine, und erkannten hierauf einmüthig, daß der Grund und Boden, auf welchem der gefällt vor ihnen liegende Eichbaum gestanden, mit Nichten der Herrschaft auf Hohenspecken, sondern der Stadt Iphagen zugehöre.

Dieser Spruch erbitterte den Jäger Wolf. Er schwur im Herzen dem Förster Baumer Feindschaft und Rache. Diesem widerfuhr nun, so oft er an der Jagdgränze von Hohenspecken sich blicken ließ, mancher Verdruß und schimpfliche Possen, deren Urheber zu errathen nicht schwer fiel. Aber der böse Wolf hatte noch Aergeres im Sinne. Eines Tags hielt er, im Dickicht verborgen, auf den Förster von Iphagen, bemerkte die Stelle, wo er gestanden, und schnitt, als er wieder von dannen war, aus dem festen Erdreich die eingedrückten Fußtapfen Baumers aus. Wohlverwahrt wußte er diese nach Hause zu bringen, und des andern Tags, als Frau und Kinder entfernt waren, hoch in dem Schornstein aufzuhängen. Des Erfolgs seiner Tücke gewiß, harrte er der Kunde vom Holzförster zu Iphagen entgegen, und bald kam ihm zu Ohren, Baumer sey von Schwachheit und Lähmung in den Füßen ergriffen worden, und vermöge nicht, sein Haus

zu verlassen. Mit verruchter Schadenfreude hatte er diese Sage vernommen, denn nun wußte er, daß, was er gethan, nicht ohne Wirkung geblieben sey. Er wußte, daß, wie im Schornsteine die aufgehangenen Fußtapfen des Försters allmälig vertrocknen und verhärten würden, eben so dessen Glieder und Leib schwinden und abzehren müßten.

Als er nun ferner erfuhr, daß es täglich schlimmer mit demselben werde, und daß allbereits das letzte Sacrament ihm gereicht worden sey, erwachte im Wildschützen die schändliche Lust, selbst zu sehen, wie weit es mit dem Förster gekommen, und seine Augen an dem Jammer des Kranken zu weiden. An dessen Siechbette trat er daher eines Tags mit der Heuchelrede: — „Weil „ich gerade ein Geschäft hier hatte, und vernahm, „daß Du krank seyest, wollt' ich doch kommen, „alter Freund, und selbst sehen, wie es mit Dir „stehet.“

Der Elende, mit abgezehrten Gliedern, verfallenem Gesichte und bebender Brust vor dem Jäger daliegend, erwiederte hierauf: — „Daß „Du keine Scheue hast, an mein Krankenbette „zu kommen, ist mir ein neuer Beweis von der

„Verworfenheit Deiner Seele! denn wohl weiß „ich, daß Du der Ursacher meines Siechthums „und nahen Todes bist, daß Du mein Weib zur „Wittwe, meine Kinder zu Waisen machst. Aber „wähne nicht, daß Deine böse That ungeahndet „Dir hingehen werde. Gott wird Dich finden. „Bald wird Gottes Gericht Dich treffen. Hebe „Dich von mir!" — Mit diesen Worten wandte Baumer sein Gesicht, und Wolf ging stumm und im Innersten erschüttert von dannen.

Zum erstenmale regte sich in ihm der nagende Wurm des bösen Gewissens. Schweigend und finster gelangte er an bei den Seinen auf Hohenspecken, hörte nicht auf ihre fragende Rede, oder antwortete zerstreut und einsylbig. Sein Gemüth war verwandelt. Der muthwillige Schalksknecht sprach nicht mehr aus seinem Gesichte, wohl aber der geängstete Bösewicht, welcher umher gehet wie Einer, der zehn falsche Eide geschworen hat. Noch ärger ward der Zustand seines Geistes, als die Sage kam, der Holzförster Baumer zu Ipbagen sey gestern begraben worden. Vergebens drangen Frau und Kinder in ihn, die Ursache seines Trübsinns zu entdekken, vergebens boten sie alles auf, denselben zu

zerstreuen. Er blieb stumm und düster, ging ohne Morgengruß aus in den Wald und kam ohne Abendgruß wieder. Oft blieb er, in tiefste Gedanken verloren, plötzlich stehen, und dann hörte man ihn unverständliche Worte vor sich hin murmeln. Jakobina, seine jüngste Tochter allein, wollte einst die unerklärbaren Worte von ihm vernommen haben: „Gottes Gericht. — Gottes Gericht wird dich treffen." —

So war ein Monat vergangen, als eines Abends Wolfs Familie in Kummer beisammen saß, und die Rückkehr des Vaters erwartete. Aber die gewöhnliche Stunde der Heimkunft verfloß, und das bekannte Klopfen an der Pforte ward nicht gehört. Die Abenddämmerung verlor sich in nächtliche Finsterniß, und noch immer war der Vater nicht da. Sorge und Angst erfüllte die Herzen der Harrenden. Der Jägerbursche ward bis zum Forsthofe entgegen geschickt, aber er kam, ohne Trost zu bringen, zurück. Eben so fruchtlos waren die Aussendungen am folgenden Tage. Der Wildschütze Wolf war und blieb verloren; und die Seinen vermochten leicht zu ahnen, auf welchem Wege der Tiefsinnige aus dem Leben gegangen. Sie betrauerten

seinen verborgenen Tod sechs Monden lang, und unterließen nicht, nach ihm zu forschen. Mittlerweile aber verbreitete sich die Sage in der Gegend umher, in dem großen Iphagener Walde werde öfters in den stillen Stunden um Mittag und Mitternacht ein ungewöhnliches Rufen gehört, gleich dem eines Wanderers, der vom rechten Pfade auf Irrwege gekommen. Niemand wollte aber den Rufenden gesehen, sondern nur seine Stimme gehört haben. Zwar erzählte ein altes, armes Weib von Birkenthal, welches im emsigen Holzbrechen von der Mittagsstunde übereilt worden war, daß sie den Ruf: Hophei — im dunkelsten Dickicht neben sich gehört, und daß aus demselben alsbald eine hohe schreckhafte Gestalt im Jägerhabit hervorgetreten, im Augenblick aber wieder verschwunden sey; allein die Erzählerin fand anfänglich wenig Glauben. Bald aber, als die Aussage vieler Wanderer, Waldhüter und Holzbrecher an dem hin und her fliegenden Ruf Hophei nicht mehr zweifeln ließ, befestigte sich der Glaube an einen verwünschten, irrenden Jäger, der den Wald durchstreife, um die Leute auf unrichtige Wege zu locken.

Schon waren zwei Jahre verflossen, als der

arme Kräutersucher und Wurzelgräber Försterling einstmals in der Tiefe des Iphagener Forstes von einem scheußlichen Anblicke erschreckt ward. An dem niedersten Aste einer alten bemoosten Eiche sah er eine Menschengestalt aufge hängt. Die langen schwarzen Haare umflatterten den Schädel, die Augen waren von Raben und Geiern ausgehackt, das Gesicht von Ameisen zerfressen, Arme und Beine hatten sich vom Rumpfe getrennt, und lagen, als modernde Knochen, am Boden. Mit dem zerschlissenen grünen Kleide des Unglücklichen spielte der kühle Morgenwind.

Schaudernd eilte der Wurzelgräber von dannen und erzählte im Wirthshause zu Birkenthal, was er gesehen. Man ging in den Wald zur bezeichneten Eiche, und fand, was man muthmaßte, — den Leichnam des Wildschützen Wolf von Hohenspecken. Noch wird der Ruf des irrenden Jägers im Iphagener Forste gehört.

IX.

Der schwarze Vogel.

Am Fuße des Hochwalds, umgeben von fruchtbaren Baumfeldern, Wiesen und Weinbergen, liegt in stiller Abgeschiedenheit das kleine freundliche Dorf Greutenthal. Hier lebte vor zweihundert Jahren ein wohlhabender Bauersmann, Namens Ulrich Wulfing. Er besaß dreißig Morgen Ackerfelds in jedem Flur, drei Weinberge, eine gefüllte Scheuer, und in seinen Ställen Schweine, Rind- und Federvieh mehr, als seine Nachbarn. Auch verwahrte er in seinem wohlverschlossenen Wandschränklein manchen alten, harten Thaler, und einen Pack Schuldscheine von allerlei Leuten im Dorfe und aus der Gegend. Dieses Reichthums wegen stand er in Ansehen bei der Dorfgemeinde; und deshalb war er auch

vor kurzem zum Siebner, oder Mitglied des Feldgerichts, gewählt worden.

Wenn Verschlossenheit und Schweigsamkeit unter die ersten Pflichten eines Siebners gehören, so war hiezu Niemand geschickter und würdiger als Wulfing; denn düsterer Ernst und in sich gekehrter Sinn machten ihn kennbar vor Allen in der Gemeinde. Selten erheiterte ein freundliches Lächeln sein blaßgelbes, faltiges Gesicht, selten nahm er Antheil an offener, froher Rede im Wirthshause, und noch seltner mochte er mit Jemanden von den Dingen seines Hauswesens Gespräch halten. Die kleinen lustigen Kinder flohen vor ihm, wenn er über die Gasse ging, und hießen ihn nur den finstern Ulrich. Der Grund seines Gemüths war und blieb verborgen vor Jedermann. Seine Wirthschaft besorgte er mit seiner Tochter Marie, dem unverkennbaren Nachbilde ihrer rechtschaffenen, sanften, längst entschlafenen Mutter, mit einer alten Magd und zwei Knechten.

Oft suchte Marie, durch freundliche Erzählung, Zusprach und Rede, den Trübsinn des Vaters zu mildern, und in Heiterkeit umzuwandeln; aber nur selten gelang es ihr. Ueberdies war er

ihr auch um deswillen abhold, weil sie den jungen Brauns-Jörg gern sah, an der Kirchweih am liebsten und längsten mit ihm tanzte, und im Gerede war, daß sie sich zur Heirath zusammen versprochen hätten.

Jörg Braun war ein hübscher, fleißiger, bei Jedermann gern gesehener Bauern-Sohn. Aber der alte Wulfing war mißvergnügt über dessen Verständniß mit seiner Tochter, denn Jörgs Vater war nicht reich, und konnte seinem Sohne kaum einen Weinberg und etliche Morgen Felds in die Ehe mitgeben. Marie fand daher nur ein finsteres Gesicht, und kurze unfreundliche Gegenrede bei ihrem Vater, wenn sie des Brauns-Jörgen gedachte. Sie gewöhnte sich also allmälig davon zu schweigen, und stellte ihre Herzensangelegenheit in kindlicher, christlicher Demuth dem Himmel anheim.

Eines Tags, als frühmorgens die Sterne zu erbleichen anfingen, als der erste Schimmer der Morgenröthe die Eichenwipfel des Hochwalds kaum beleuchtete, im Thale aber noch Nebel und Dämmerung schwamm, verließ Wulfing schnell sein Lager, kleidete sich an, und ging ins Feld, mit dem Bescheid an seine Tochter: daß er den

Weinbergen nachsehen wolle, und nach einer Stunde Verlauf zum Frühstück wieder zurück kommen werde. Aber er hatte Arges im Sinne, das erst der Nachwelt geoffenbart wurde.

Marie besorgte indessen dem Vater das längstgewohnte Frühstück, ein Glas Aepfelmost und Butterbrod. Schon stand dieses seit einer Stunde bereit; aber der, welcher es genießen sollte, blieb aus. Drei Stunden waren bereits vergangen, die Nachbarn waren mit Pflügen und Saatkorn längst schon ins Feld gezogen, dem Horne des Kuh=Hirten war die blökende Heerde auf die Stoppel=Flur gefolgt, und die schnatternde Menge der Gänse, von der langen Birkenruthe der alten, kümmerlich gekleideten Hüterin getrieben, aus dem Dorfe hinaus gewimmelt, als Wulfing immer noch auf sich warten ließ.

Da fing es der harrenden Marie an, bang um ihren Vater zu werden. Sie schickte Kilian, den Knecht, aus, um in den Weinbergen nachzusehen, ob der Vater noch draußen verweile; aber er kam zurück, und wußte keine Kunde von ihm zu geben. Nun sandte sie ihn, und den andern Knecht, Michel, abermals aus, um die Flur zu durchstreifen, bis ins Vorholz zu gehen, und auf

allen Wegen und Stegen sich umzuschauen. In der Angst ihres Herzens lief sie auch zu Jörg Braun, und bat ihn, ihren Vater suchen zu helfen. Dieser nahm noch andere Jünglinge zu sich, das ganze Dorf kam in Bewegung, als es hieß, der alte Wulfing sey verschwunden; man lief umher in Flur und Wald, aber nirgends ward er gefunden. Erst als der Tag sich neigte, erschien der Hirtenjunge und brachte eine, auf Wulfings Acker am Lerchenbühl gefundene, Haue; von ihm selbst aber war ihm nichts gewahr worden. Marie, in trostloser Verzweiflung, sandte Boten aus in die benachbarten Orte; aber alle kehrten zurück, ohne etwas von ihm vernommen zu haben. Was aus ihm geworden seyn möge, erregte der Vermuthungen mancherlei. Die Einen hielten dafür, eine feindliche Streifparthei, deren viele in jener Kriegszeit das Land durchzogen, habe ihn, um Geld zu erpressen, mit sich davon geführt, und es werde gewiß noch Nachricht von ihm anlangen; Andere, er möge in den Wald gegangen, und in eine verborgene Wolfsgrube gefallen seyn; wieder Andere, er habe wohl, tiefsinnig, wie er immer gewesen, sein düsteres Leben in irgend einem Ketten-Brunnen geendet;

diejenigen aber, welche von jeher nichts Gutes von ihm dachten, trugen keine Scheu, den Verdacht laut werden zu lassen, Wulfing, der, ohne daß man wisse wie? — zu großen Reichthümern gelanget, und keines Menschen Freund gewesen sey, habe sich dem bösen Feind verschrieben gehabt, und wäre nun, da seine Zeit aus, von demselben geholt worden.

Marie aber legte, mit tiefer Bekümmerniß um den Verlust ihres Vaters, Trauerkleider an, ließ an den Kirchthüren in den vornehmsten drei Städten des Landes anschlagen: „Ulrich Wulfing, der Bauersmann von Greutenthal, sey verschollen; wer ihn gesehen, oder von ihm gehört habe, oder von seinem Leben oder Tod Kunde geben könne, möge solche an seine Tochter gelangen lassen, und einer reichlichen Vergeltungsgabe dagegen gewärtig seyn.“ —

Nachdem aber drei Monden verflossen, und von keinem Orte her sich etwas verlauten ließ, beweinte Marie ihren Vater als einen Todten, bestellte bei dem Pfarrer eine Leichenpredigt für ihn, ließ Wecke unter die Schulkinder austheilen, als sey eine feierliche Bestattung gewesen, zahlte

dem Schulmeister und den Läutjungen ihre Gebühr und ging in Trauer zwölf Wochen lang.

Nach deren Verlauf aber nahte sich ihr Jörg Braun, warb um sie bei ihr und ihrem Vormund, und führte sie nach kurzer Zeit als seine Braut zum Altare. Das ganze Dorf wünschte ihnen aufrichtig Wohlfahrt und Segen. Geehrt und geachtet von Jedermann, genossen sie das unschätzbare Glück einer zufriedenen, von keinem Mißgeschicke getrübten, lange dauernden Ehe, und hatten die Freude, Kindes-Kinder zu sehen. Die Erinnerung an den Unfall des alten Wulfings war allmälig erloschen.

* * *

Ein anmuthiger Wiesengrund dehnt sich von Greutenthal hinab bis zu einem alten Feldbrunnen, welcher der Goldbrunn heißt, und von der Hebamme des nächsten Orts den unwissenden Kleinen als das Brünnlein genannt wird, aus welchem die neugebornen Kinder herausgefischt werden.

Darüber verbreitet seinen Schatten ein grosser Wald-Birnbaum, der Sitz zahlloser krächzender Raben, gackernder Elstern, und lärmender

Staaren. Wenn um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, gegen St. Matthäustag, daszweite Heu von den Wiesen genommen ist, wenn die blasse Zeitlose den nahen Herbst verkündet, wenn das räthselhafte, weißgraue Gewebe, der alten Weiber Sommer genannt, die Lüfte durchfliegt und weidendes Rindvieh die entleerten Wiesen belebt, dann sieht man auch jenes Gevögel in langen Schaaren über die Landschaft dahin fliegen. Unter dessen Menge ward, schon seit Menschengedenken, ein großer, schwarzer Vogel wahrgenommen, welcher aber zu keinem der andern Geschlechter gehörte. Zuweilen gesellte er sich seinen gleichfarbigen Brüdern, den Raben, zu, und flog ihnen voran hoch in die Lüfte. Meist aber schwebte er allein über die Wiesen dahin, und ließ sich hier und dort nieder. Wer Acht auf ihn hatte, wollte bemerkt haben, daß er immer nur von einem Markstein zum andern fliege, deren viele im Wiesengrunde empor ragen. Wenn ein Wanderer oder Arbeiter ihm nahe kam, schwebte er mit langsamem, schwerfälligem Fluge an ihm vorüber, um sich rückwärts auf einem andern Steine niederzulassen. Verfolgte ihn derselbe, so flog er abermals rückwärts zum Markstein, auf

welchem er vorher gesessen. Umringten ihn muthwillige Knaben, und warfen mit Steinen nach ihm, wie öfters geschah, so schwang er sich schnell in die Höhe, verschwand in der blauen Himmelsluft und ward dann tagelang nicht gesehen. Nach St. Gallen-Tag, der da fällt auf den 16ten des Monats Octobris, nahm ihn Niemand mehr wahr, aber im folgenden Jahre, zu Ende Augusts, um St. Bartholomäus-Tag, fand er sich jederzeit wieder ein. Sein baldiges Erscheinen galt als Zeichen heiterer, freundlicher Herbstwitterung, und mit Vergnügen hörte jeder der Einwohner von Greutenthal die Kunde, der schwarze Vogel sey auch wieder da.

Von seinem Aussehen wußten nur die Wenigen, denen es gelungen war, ihn in der Nähe zu betrachten, etwas zu melden. — „Er habe einen großen, runden Kopf," — sagten sie — „große, glänzende, gelbe Augen, einen gebogenen Schnabel, und einen ganz eignen, fast menschenähnlichen, Blick, wie man an einem Vogel nicht leicht werde finden. Deshalb wäre zu glauben, es sey kein rechter, natürlicher Vogel, sondern es müsse was besonderes in ihm verborgen seyn." —

Daß es Thiere gibt, welche Menschen, wie ein Ei dem andern, gleich sehen, hat der gelehrte Magister, Johann Caspar, Diener des göttlichen Worts zu Zürich, in seinem großen Bilderbuche *) schon vor 50 Jahren augenfällig erwiesen. Und Niemand wird in Abrede stellen, daß ein Gesicht mit großen Augen, stark gebogener Geiers-Nase und zurücktretendem Mund und Kinn wie ein Schuhu anzusehen sey. Ja es gibt Leute, welche (Gott verzeih' es ihnen!) behaupten, die sogenannten Doctor-Luthers-Gesichter hätten die größte Aehnlichkeit mit einem Bärenbeißer **).

Wie dem aber auch seyn mag, genug ist, daß unser Schwarzvogel in dem Rufe stand, ein ungemein sonderbarer Vogel zu seyn.

* * *

*) Joh. Casp. Lavater's physiognomische Fragmente, 4r Versuch, S. 56.

**) Wer ein solches menschliches Bärenbeißer-Gesicht in effigie sehen will, kann es finden in Hogarths Blättern zum Leben eines Liederlichen, oder im Göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1784, S. 129, Blatt B. 6. Es ist der auf diesem Blatte voran stehende Herr Hauptmann Eisenfresser, wie ihn Lichtenberg nennt.

Fritz Wild, der muntere Jägerbursche, war früh vor Tags ausgegangen, um die Fährte eines Rehwilds zu verfolgen, welches sich ihm am gestrigen Abend gezeigt hatte. Sein Weg auf den Hochwald führte über den Greutenthaler Wiesgrund, auf welchem noch Dämmerung und dünner Herbstnebel ruhte. Aber doch gewahrte er den schwarzen Vogel auf einem Markstein sitzend, und, wie es schien, auf ein Feldmäuschen lauernd. Er hatte ihm den Rücken zugekehrt, und also konnte Fritz, von Schußbegierde und jugendlichem Muthwillen getrieben, unbemerkt heran kommen, und sein Pürschrohr auf den Schwarzvogel anlegen. Der Schuß fiel, aber der Vogel war nicht getödtet, sondern flatterte taumelnd auf der Wiese umher. Um ihn zu haschen, lief schnell der Jäger herbei; aber vergebens war sein Bemühen, ihn zu erhaschen. Ja mit Erstaunen nahm er wahr, daß der Vogel ihn mit sonderbar funkelnden Augen ansah, und immer größer und größer wurde. Sein Staunen ward zum Entsetzen, als der Vogel in die Höhe sich dehnte, seine Gestalt veränderte, Federn, Schnabel und Krallen verlor, und im Nu als ein furchtbares Menschen-Geripp vor ihm stand.

Fritz, von Schrecken und Reue, nach dem Vogel geschossen zu haben, ergriffen, wollte fliehen; aber er vermochte es nicht, denn seine Füße waren wie in den Boden gewurzelt.

„Bleib!“ — rief ihm das nackte Geripp aus zähneklapperndem Munde mit hohler Stimme zu, — „bleib, und vernimm, was ich Dir kund thun werde. Ist Dir nie eine Sage von Ulrich Wulfing zu Greutenthal und seinem Leben und Hingang zu Ohren gekommen?“ — Zitternd verneinte es der Jäger. „Nun, so wisse,“ fuhr das Geripp fort, „daß ich es war und daß ich vor Menschengedenken als ein reicher, angesehener Bauersmann in dem Dorfe dort lebte. Ein glückliches, frohes Leben hätte ich genießen können, wenn nicht der böse Geist, Habsucht genannt, mich gepeiniget, und mein Gemüth mit Unzufriedenheit und Unruhe, mit rastlosem Dichten und Trachten nach Vergrößerung meines Vermögens, erfüllt hätte. Ich unterließ es, diesen unglückseligen Hang durch frommen, gottergebenen, genügsamen Sinn zu bekämpfen, und wurde schrecklich dafür bestraft.“

„Nachdem ich manche Unthat des Wuchers, Betrugs und der Hartherzigkeit im Verborgenen

verübt hatte, fing ich auch mit meinem armen Nachbar Jakob Prozeß über die Gränze eines Ackerfelds an, und gedachte, ihm einen Theil des seinigen, unter dem Vorwande unrichtiger Versteinung, abzudringen. Aber er behauptete sein Recht, und schon hatte das Gericht einen Tag angesetzt, an welchem die Gränzen untersucht, und die mir bekannte geheime Deutung der Steine erforscht werden sollte. Da faßte ich den sündlichen Vorsatz, mit einem der Steine heimlich eine Veränderung vorzunehmen, auf daß die Untersuchung zu meinen Gunsten ausfalle. Noch im Dunkel der scheidenden Nacht begab ich mich an den Ort des Streits, vollbrachte mit ruchlosem Sinne die beschlossene Frevelthat, und wollte schnell wieder davon eilen. Plötzlich aber empfand ich ein unnennbares Gefühl des Erstarrens und gänzlicher Umwandlung meines Wesens. Im vollen Bewußtseyn des Lebens glaubte ich doch, kein Mensch mehr zu seyn. Mit Schrecken fühlte ich Körper und Glieder zusammen schrumpfen. Meine Kleider fielen ab, schwarzes Gefieder überzog meinen Leib, meine Arme wurden zu rauschenden Flügeln, meine Füße zu vierzehigen Vogel-Krallen; im Gesichte schwand Nase und Mund, und

ein scharfer, gekrümmter Eulenschnabel nahm ihre Stelle ein. Ein Drang, mich in die Luft zu schwingen, bemächtigte sich meiner, kurz, ich fand mich schnell in einen häßlichen, schwarzen Vogel verwandelt. Die Stimme des Gewissens sagte mir, daß dies die Strafe für meine sündliche Vermessenheit sey. Seit jenem Tage bin ich verdammt, zur Herbstzeit sechs Wochen lang auf den Feldern und Wiesen von Greutenthal umher zu schweben, zwanzigmal des Tags von einem Markstein zum andern zu fliegen, und nur von Mäusen, Fröschen, Eidechsen und anderem Ungeziefer mich zu nähren. In den andern Zeiten des Jahrs aber muß ich von der Flur weichen, die Menschen fliehen, und meine Tage mit unsäglicher Angstempfindung in Baumhöhlen und Felsklüften zubringen. Wie lange dieser Zustand meiner Verdammniß schon dauert, vermag ich Dir nicht zu sagen; aber ich glaube, daß ihn Dein Schuß auf mich geendet haben möge, denn ich gewahre eine, mit mir vorgegangene Verwandlung, und die Empfindungen eines andern Seyns. Ich hoffe nun, erlöst von meiner Qual, zur Ruhe des Grabes gelangen zu können. Du aber gehe nun in das Dorf, forsche nach meinem Namen und

nach meiner Nachkommenschaft, und erzähle, was Du gesehen und gehört hast." —

Mit diesen Worten versank das Gerippe schnell in die Erde, und ward nicht mehr gesehen.

So wissen wir also nun, welch ein Geschöpf der schwarze Wiesenvogel, und wie es mit dem Verschwinden des Uebelthäters Ulrich Wulfing bewandt war. Wer da zweifeln wollte an seinem Strafgerichte, der erinnere sich aus dem grauen Heidenthume des schauerlichen Geschicks der wunderschönen, königlichen Prinzessin Nyktimena auf der griechischen Insel Lesbos, welche, wie der erfahrne Sänger der Liebe, Ovidius Naso, erzählet, zur Verbüßung einer sündlichen Liebesverirrung in eine lichtscheuende Nachteule verwandelt ward *).

Als nun Fritz, der junge Waidmann, von Schrecken und Staunen sich erholt hatte, ging er nachdenkend ins Dorf Greutenthal,

*) — — Avis illa quidem, sed conscia culpae,
Conspectum lucemque fugit, tenebrisque pudorem
Celat, et a cunctis expellitur aethere toto.
Ovid. Met. II. 593.

fand den Schulmeister im Morgengewande vor dem Gemeindehaus stehen, und fragte ihn, ob er ihm nicht Kunde geben könne von einem gewissen Wulfing, der vor langer Zeit dahier gelebt haben solle? — Meister Reichardt, der Professor des Dorfs, wollte nie etwas von demselben gehört haben. Fritz begann also seine Erzählung, und bald hatte er Junge und Alte um sich versammelt, die mit Schaudern der seltsamen Wundergeschichte zuhörten. Herr Reichardt aber, ein starker Geist, der von Gespenstern und dergleichen Wesen nichts hielt, brachte harte Zweifel wider die Aechtheit der Geschichte vor, und fand bald Anhänger seines Unglaubens. Da aber nahete sich, auf einen Stab gestützt, ein steinaltes, harthöriges Mütterlein, forschte, wovon hier die Rede sey, verwies dem starken Geist seine ungebührliche Zweifelsucht und versicherte, daß sie sich gar wohl erinnern könne, von ihrer Großmutter gehört zu haben, es sey dereinst zur Zeit des Schwedenkrieges ein Bauer, Wulfing oder der finstere Ulrich genannt, dahier im Leben gewesen; dem habe man allerlei seltsame Dinge nachgesagt: wie er nämlich eines Morgens schnell verkommen, und niemals mehr gesehen worden

sey; viele hätten sogar vermeinet, der Teufel (Gott steh uns bei) müsse ihn davon geführt haben, denn er sey ein finsterer, bösartiger Geizhals gewesen. „Dort unten“ — fuhr das alte Mütterlein fort — „linker Hand das steinerne Haus, welches jetzt der alte Bergsteiner bewohnt, soll Wulfings gewesen seyn. Er hinterließ, wie ich vernahm, nur eine Tochter; aber von ihrem Namen und Geschlecht ist nun Niemand mehr hier; es soll im Schwedenkriege umgekommen seyn. Was der junge Jäger da von einem schwarzen Vogel sagt, glaub ich sehr gerne, denn von Kindheit an sah ich alljährlich zur Grummet-Ernte den Vogel auf unsern Wiesen umher schweben; Jedermann hielt ihn auch für ein ungewöhnliches Thier, an welchem etwas Besonderes seyn müsse.“ —

Damit beschloß die Alte ihre Rede, und der Zweifler Reichardt wußte nicht, was er davon halten sollte. Der schwarze Vogel aber ward von diesem Tage an nicht mehr gesehen.

X.

Die Hochzeit.

Seit drei Wochen schon arbeitete der fleißige Schreinermeister, Peter Brück zu Priesenau, an Tischen, Stühlen, Schränken und Bettstellen. Er hatte von dieser Arbeit keinen Gewinn zu erwarten, aber dennoch machte sie ihm Freude, denn sie gehörte zur Ausstattung seiner einzigen, schönen, frommen Tochter Regina.

Oft brachte sie dem Vater das Morgen- und Abendbrod in die Werkstätte, und blickte stillschweigend auf seine Arbeit. Als dieses eines Abends wieder geschah, und die Gesellen nicht zugegen waren, sprach Brück zu seiner Tochter: — „Du siehst alles, was ich für Dich arbeite und schaffe, immer mit stillem, trübem Blicke an; macht es Dir denn gar keine Freude?“ — „Ach!“

— erwiederte Regina, — „Er weiß ja wohl, lieber Vater, warum ich mich dessen nicht von Herzen freuen kann. Wäre es zu meiner Heirath mit Wilhelm, dann würde ich frohen Gemüths seyn, und meine Freude würde auch auf meinem Gesichte erscheinen.“ —

„Den schlage Dir nur ganz aus dem Sinne“ — gegenredete der Vater — „Hat Wilhelm, seit er von uns gegangen, nur ein einzigesmal geschrieben? — Wissen wir, ob er noch lebt und Dir treu ist? — ob er nicht eine andere Dirne gefunden, und sich ihr ergeben hat? — ob er vollführte, was er versprach, oder ob er nicht als ein fahrender, nichtswerther Geselle in fernen Landen umher zieht?“ —

„Lieber Vater,“ — versetzte die Tochter — „eben weil wir dies alles nicht wissen, hätten wir ihn nicht so schnell aufgeben sollen. Wilhelm war ja, so lange er bei uns gewesen, sittsam, fleißig und rechtschaffen. Wie oft lobte Er ihn nicht deshalb, lieber Vater, und hatte nichts gegen mein Verständniß mit ihm. Nun, da nicht geschehen, was er verheißen, da uns seit seiner Abreise kein Brief von ihm zukam, glaubt Er, daß Wilhelm mir untreu geworden, oder gar

nicht mehr am Leben sey. Nun hat Er es durch Zureden und Dringen von mir erlangt, daß ich in kindlichem Gehorsam versprach, mich in Seinen Willen zu fügen und des Bierbrauers Frau werden zu wollen. Aber daß ich keine frohe Braut seyn kann, und daß ich nicht glaube, glücklich zu werden, habe ich ihm und der Mutter schon mehrmals gesagt. Gott sey mein Schicksal empfohlen!" — „Du singst immer das alte Lied," — sprach der Schreinermeister — „wäre Wilhelm zur versprochenen Zeit wieder gekommen, oder wäre auch nur das kleinste Handbrieflein von ihm angelangt, so hätten wir anders zu den Sachen gesehen. Nun aber nichts weiter von Wilhelm! Daß Du glaubst, mit dem Brauer nicht glücklich zu werden, ist eine Einbildung. Seyd Ihr nur erst einige Wochen beisammen, dann wirst Du schon anders sprechen." —

Mit einer Thräne im Auge verließ Regina die Werkstätte des Vaters.

In derselben hatte seit zwei Jahren der Schreinergeselle Wilhelm Wanner aus der Reichsstadt Biberach in Schwaben, zu Meister Brücks Zufriedenheit, gearbeitet. Der hübsche, treuherzige, fleißige Jüngling hatte, ohne daß er

darnach strebte, die Neigung der schönen Regina gewonnen. Beide waren sich lieb geworden. Ihre Eltern bemerkten es, sahen nicht scheel dazu, und Regina's Jugendfreundinnen hielten es für eine ausgemachte Sache, daß Wilhelm und Regina ein Paar werden würden. Nachdem ihre Liebe zu einem förmlichen Eheverspruche gediehen, nahm Wilhelm Urlaub von seinem Meister, um ins Schwabenland zu wandern, seinen alten Eltern anzuzeigen, welch ein Glück er zu Priesenau im schönen Frankenlande machen könne, und ihren Segen und Einwilligung zu holen. Groß war die Freude der Alten, nach langer Zeit den lieben Sohn in blühender Jugendgestalt wieder vor sich zu sehen; aber mit Betrübniß vernahmen sie die Nachricht, daß er auf immer von ihnen zu ziehen und im fremden, entfernten Lande seine Heimath aufzuschlagen gedenke. Als aber Wilhelm ihnen weitläuftig erzählte, welch eine gute, liebe Braut seiner zu Priesenau harre, wie ihr Vater, der ehrengeachtete, reiche Meister Brück, seine starkgehende Werkstatt ihm abtreten wolle und daß er nicht hoffen dürfte, es werde ihm jemals zu Biberach ein ähnlicher Glücksstern aufgehen, ergaben sich

Vater und Mutter den Fügungen des Himmels, wo, wie es heißt, alle Ehen geschlossen werden, und wünschten, vereint mit Brüdern und Schwestern, dem schönen Wilhelm tausendmal Glück und Segen.

Nach acht Tagen verließ er die werthe Vaterstadt und das liebliche Thal, worin sie gelegen. Mit reichlicher Steuer in die Ehe konnte der mittelmäßig begüterte Vater ihn nicht versehen, aber doch drückte er ihm beim wehmüthigen Abschiede ein Päcklein mit 25 Federthalern *) in die Hand; auch hatte die tiefbewegte Mutter ein halb Dutzend neue Hemden, wozu sie seit Jahren den feinen Faden selbst gesponnen, ihm in das Felleisen gepackt, und als ihr Herz beim Lebewohl brechen wollte, verehrte sie aus ihrem Sparhafen ihm noch einen goldenen Schaupfennig an schwarzseidenem Bande, um damit seiner Regina am Hochzeittage den schönen weißen Hals zu schmücken.

Schon hatte Wilhelm drei Meilen zurückgelegt, schon näherte er sich den Gefilden der Do-

*) Laubthaler, in Oberschwaben Federthaler.

nau, schon sah er im Abendscheine das hohe Riesengebäude des Münsters zu Ulm vor sich, als ein unerwartetes Ereigniß seinen rüstigen Wanderschritt hemmte. Was es war, werden wir zu anderer Zeit vernehmen.

Indessen gedachte zu Priesenau Regina oft mit stiller Sehnsucht an ihren Geliebten, und zählte die Tage, welche sie noch ohne ihn zubringen sollte. Drei Wochen nur hatte Wilhelm ausbleiben zu wollen verheißen, und als die dritte ihrem Ende sich näherte, ging Regina mit ihrer Herzensfreundin Dorothea jeden Abend auf dem Wiesendorfer Wege hinaus bis zur Höhe, von welcher eine weite Landschaft, und eine lange Strecke der Straße zu übersehen ist. Aber der Abend des letzten Tags dieser Woche war vergangen, und Wilhelm war nicht gekommen. Betrübten Herzens wandelte Regina zurück, und fand schwachen Trost in der freundlichen Zusprache ihrer Eltern. Bange Besorgnisse ängsteten ihr Herz, denn vor kurzem hatte ein böser Traum die Ruhe ihres festen, jugendlichen Schlafes gestört. Wilhelms Gestalt war ihr erschienen, und hatte ihr angesagt, daß er erst eine schwere Last von sich abwälzen, erst von einem großen,

unvermeidlichen Geschäfte sich befreien müsse, ehe er den Rückweg anzutreten vermöge. Regina empfand diese Last mit Wilhelm, ohne eine klare Vorstellung davon zu haben. Immer drük=kender und schwerer wurde sie, immer vergeblicher ihre angstvolle Anstrengung, sie von sich zu werfen. Hundert lange, häßliche Diebsgesichter bewegten sich in schauerlicher Abwechslung um ihr Lager, und grinseten mit jedem Augenblicke sie gräßlicher an. Dazwischen erschien hier und dort Wilhelm und warf flehende Blicke auf seine Braut. — Da erwachte endlich das Mädchen mit pochendem Herzen und freute sich, daß es nur ein Traum gewesen. Nachdem aber ein Tag nach dem an=dern ohne Wilhelms Rückkehr verflossen war, und bereits die fünfte Woche nach seiner Abreise begonnen hatte, gedachte Regina mit beklomme=nem Gemüthe ihres Traumgesichts. Sie sah eine schlimme Vorbedeutung darin, und klagte den El=tern ihr Leid mit Thränen. Da versprach ihr der Vater, alsbald nach Biberach an den alten Wanner zu schreiben und über Wilhelms lan=ges Ausbleiben Kunde einzuholen. Aber wie er=schrack und staunte Jedermann in Peter Brücks Hause, als nach vierzehn Tagen die mißtröstliche

Nachricht einlief, — Wilhelm habe längst schon das väterliche Haus verlassen, und mit banger Sorge um ihn müsse man vernehmen, daß er zu Priesenau noch nicht angelangt sey. Unverweilt aber solle zu Ulm und überall in der Gegend umher emsige Nachfrage angestellt werden.

In Jammer und Wehklage brach Regina aus, als der Vater den Brief von Biberach vorgelesen hatte. Kein Trost und Ermahnen zur Hoffnung wollte bei ihr helfen, denn sie hatte nur ihr Traumbild und den flehenden Blick vor Augen, mit welchem ihr Wilhelm erschienen war. Sie versank in Wehmuth und Kummer, und je mehr der Tage wurden, an welchen sie vergeblich des Geliebten harrte, desto trüber und öder wurde es in ihrer Seele. Die bekümmerten Eltern vermochten nicht, ihre gebeugte Tochter aufzurichten, denn ihnen selbst gebrach es, nachdem so oft wiederholtes Nachfragen, Schreiben und Senden erfolglos gewesen, an Trost und Muth. Da ließen sie den alten, verständigen, rechtschaffenen Pfarrer Heller zu sich bitten, um der schwermüthigen Regina aus Gottes Wort zuzusprechen. Der würdige Geistliche that dies auf eine so eindringende Weise, wußte ihr den

Verlust ihres Bräutigams so überzeugend als unzweifelhafte Schickung des Himmels vorzustellen, und die Ergebung in den Rathschluß des Höchsten so fest in ihr zu begründen, daß der böse Geist des Tiefsinns und der Verzweiflung von ihr wich, und daß, wenn auch nicht Vergessen des geliebten Wilhelms, doch Ruhe, Gelassenheit und stille Heiterkeit in ihre Seele heimkehrte.

Nachdem sie den nächsten Markt-Tanz mit ihren Jugendfreundinnen wieder besucht hatte, erhob sich in dem reichen Bierwirthe und Brauer Bierdümpfel eine längst genährte Hoffnung. Seit drei Jahren war er Wittwer, und hatte indessen viel umher gesehen unter den Mädchen des Städtleins, um eine von ihnen für sein Haus und Bett zu erkiesen. Bei keiner aber verweilten seine Gedanken und Wünsche länger, als bei Meister Brücks Regina; denn ihre Schönheit und Häuslichkeit und ihres Vaters Reichthum waren ihm tief zu Herzen gedrungen. Allein in dem hübschen Schreinergesellen Wanner aus Biberach lag ihm ein großer Stein des Anstoßes im Wege, den er zu übersteigen sich nicht getraute. Als es aber verlautete, Regina's Verlobter sey ausgezogen in seine Vaterstadt und, fester Zusage zu-

wider, noch immer nicht zurückgekehrt, werde schwerlich mehr kommen, und sey von Regina und ihren Eltern so gut als aufgegeben, faßte er Muth, und ließ durch seinen guten Freund, den Schneider Prohr, bei Meister Brück leichthin forschen, ob er wohl keinen Korb zu erwarten habe, wenn er sich erkühne, um die schöne Jungfer Regina zu werben? — „Das muß meine Tochter selbst entscheiden," erwiederte der Vater, „sie soll Euer Anbringen erfahren, und nach drei Wochen mögt Ihr abermals anfragen." —

Diesen unerwarteten Antrag eröffnete Meister Brück seiner geliebten Hauswirthin, als sie des andern Tags frühe unter ihrem Betthimmel beisammen ruheten. Im Augenblicke sah Frau Brück ihre Tochter im Geiste als schöne, stattliche, von Hohen und Niedern freundlich begrüßte, Frau Wirthin, als Befehlshaberin des ganzen weitläuftigen Bierdümpfelschen Hauswesens, als eine der ansehnlichsten Bürgersfrauen im Städtlein Priesenau, — sich selbst aber als die Mutter dieser Frau, folglich als Regiererin der Wirthschaft des künftigen Herrn Schwiegersohns. Der Brautwerbung des Bierwirths war sie daher

keineswegs entgegen, und glaubte, daß auch Regina, wenn es ihr nur ordentlich vorgestellt werde, den Wirth annehmlich finden würde. Andern Sinnes aber war Vater Brück; „Du wirst sehen," sprach er, „der Geselle ist dem Mädchen ins Herz gewachsen, und es wird schwer halten, ihn daraus zu vertreiben. Doch versuche Dein Heil. Läßt sie sich den Wirth gefallen, so mag's seyn in Gottes Namen, ob ich gleich bekennen muß, daß der wackere Wilhelm mir als Nachfahrer in meiner Werkstatt, und als Tochtermann lieber gewesen wäre." —

Nun wandte die Mutter wohl manche Stunde vertrauten Gesprächs auf die Ueberredung der Tochter. Nichts wurde vergessen, um der, von Zweifeln und Unentschlossenheit hin und her geworfenen, Regina eben so lebhaft die Ungewißheit von Wilhelms Rückkehr, als die untrügliche Aussicht auf ein angenehmes Leben, und reichliches Auskommen in der Ehe mit dem Brauer Bierdümpfel zu schildern. Aber lange war all ihr Bemühen vergebens. „Wie wär es mir möglich," entgegnete die Tochter, „nicht an meinen Wilhelm zu denken und keine Vergleichung anzustellen, wenn ich des Brauers kurze,

breite, dickbäuchige Gestalt, sein rothes, aufgedunsenes Gesicht, sein unfreundliches Ansehen, sein schwerfälliges Wesen mir denke; wenn ich erwäge, daß er schon drei Kinder und eine hochmüthige, zänkische Tochter hat, die meine Schwester seyn könnte. Ach Mutter, fordert nichts von Eurer Tochter, was ihr zu leisten schwer fallen muß, und laßt sie ruhig in der Erinnerung an ihren Verlobten fortleben, der gewiß einst noch kommen wird." —

Aber die Mutter versetzte dagegen: — „Du vermagst Dein Bestes nicht einzusehen, liebste Regina! — Das Glück, welches jetzt vor Dir steht, welches Du ohne Bedenken ergreifen solltest, nach welchem hundert andere Mädchen mit Freuden langen würden, das willst Du in den Wind schlagen, um einer eitlen Hoffnung willen. Mir liegt Dein Wohl, Dein gutes Unterkommen am Herzen; dafür lasse mich sorgen, und beweise, daß Du eine gehorsame Tochter bist. Wie gut ich's mit Dir meine, wird erst die Zukunft Dir zeigen." —

Regina antwortete blos mit einem tiefen Seufzer. Aber die Mutter wiederholte noch oft ihre Rede, und nahm endlich auch die geistliche

Zusprache des ehrwürdigen Pfarrers Heller zu Hülfe, der viel bei Regina vermochte, weil er sie getauft und confirmirt hatte.

Also von allen Seiten bestürmt, vom Gefühle kindlicher Pflicht angetrieben, von den lokkenden Aussichten auf ein stattliches Wirthsleben verleitet, von der Hoffnung auf Rückkehr ihres Geliebten nur schwach unterstützt, willigte sie endlich nach hartem Kampfe mit Gewissen und Neigung in das Begehren der Mutter. Und als der kundschaftende Schneider Prohr zur bestimmten Zeit sich wieder einfand, ward ihm eröffnet, Herr Bierdümpfel möge, wenn er noch Lust trage, nur kommen, — selbst, wie sich's gebühre, um Regina werben, und eines günstigen Bescheids gewärtig seyn.

Mit schmunzelndem Wohlbehagen vernahm der Brauer diese Ausrichtung und am nächsten Sonntag putzte er sich festlich heraus, zog seine schwarzsammtnen Beinkleider, Corduan-Schuhe mit runden, silbernen Schnallen, rothe Moor-Weste und nelkenbraunen Rock an, setzte den neuen Castor-Hut auf, nahm das spanische Rohr mit großem, silbernem Knopf zur Hand und schritt mit lang hinab klunkernder, silberner Uhrkette eh-

renfest auf Meister Brücks Haus zu. Hier wurde er schon erwartet, von der Frau mit freundlichem Gesichte, vom Hausherrn aber mit einer Falte zwischen den Augenbraunen empfangen. Nach den gewöhnlichen Eintrittsbegrüßungen, nach der weisen Bemerkung von Frau Brück, daß heute gar schönes Wetter sey, und nachdem der Brauer dreimal gehustet, und eben so oft sich geräuspert hatte, fing er an, seine Herzensangelegenheit in wohlgesetzten Worten und Redensarten vorzutragen, und um die tugendsame Jungfer Regina zu seinem Ehegespons in bester Form zu werben.

Die Mutter gab ihm freundliche Antwort und Zusage, der Vater aber meinte, vor allem sey die Erklärung des Mädchens zu vernehmen; werde dieses sein Jawort geben, so sey auch er es zufrieden.

Regina, die mit beklommenem Herzen in ihrem Kämmerlein saß, ward also gerufen, und durch die Mutter von dem Ehren-Antrage des Herrn Bierdümpfels belehrt.

Im Voraus schon dem Willen ihrer Eltern, und, wie sie glaubte, dem Willen des Schicksals ergeben, ließ sie sich blos mit einem leisen Ja vernehmen, und reichte, auf mütterliches Ermah-

nen dem Brauer seufzend die Hand. Dieser aber war fröhlich und wohlgemuth, denn seinen längstgehegten Wunsch sah er nun in Erfüllung gehen. Deshalb ließ er sich den vorgesetzten Wein und Kuchen wohl schmecken, fing mit Meister Brück ein weitschweifiges Gespräch an vom Kaufpreise des Hopfens und der Gerste, von der Schweins-Mast, von seinem neugekauften Acker am Schindersbuck, und nahm gar nicht wahr, daß Regina während dieser langweiligen Rede sich entfernt hatte. Zum Abschiede fand sie sich jedoch wieder ein, und gab ihm ein trocknes Gut-Nacht mit auf den Weg.

Acht Tage darauf stattete der Schreinermeister, mit Frau und Tochter, einen feierlichen Ehrenbesuch bei dem Brauer ab; sie wurden von ihm trefflich bewirthet, und in allen Gemächern des Hauses, in der Scheune und in den Ställen, herumgeführt, auf daß sie seinen Reichthum sehen und bewundern möchten. Aber Regina empfand über alles das keine Freude, doch ward auch kein Zeichen des Leides und Verdrusses von ihr vernommen, denn sie hatte ihr Schicksal in Gottes Hand gestellt. Zum förmlichen Eheverspruch und Heirathstag ward zugleich Abrede genommen, und

als derselbe vorbei war, fing, wie wir schon oben gelesen, Meister Brück an, den Schreinzeug für seine Tochter in Arbeit zu nehmen.

Zu gleicher Zeit wurden stattliche Zurüstungen zur Hochzeit gemacht, der Dienstag nach St. Lorenzen-Tag dazu festgesetzt, und der Hochzeitlader bestellt, um vierzehn Tage vorher alle diejenigen feierlich einzuladen, deren Namen, auf einen langen Zeddel geschrieben, ihm bekannt gemacht wurden. Derselbe ging nun eines Sonntags in seinem besten Kleide, woran ein reicher Blumenstrauß, mit empor ragendem Rosmarinstengel und lang hinab flatterndem, rothseidenem Bande befestigt war, im Städtlein umher, that den Einzuladenden im wortreichen, altherkömmlichen Spruche kund, wie durch unzweifelhafte, göttliche Fügung ein Ehebund zwischen dem ehrengeachteten Meister Bierdümpfel und der tugendsamen Jungfer Regina Brück, gestiftet worden sey, wie die priesterliche Einsegnung desselben nächsten Dienstag über vierzehn Tag vor sich gehen solle, und wie Herr Vetter N. N., benebst der Frau Baase, dienstfreundlich gebeten werde, der Hochzeit beizuwohnen, den christlichen Kirchgang zieren und schmücken zu helfen, und dann,

nebst andern guten Freunden, mit zu verzehren, was Gott in Küche und Keller bescheeret habe.

Von jedem Geladenen empfing der Hochzeitbitter freundliche Zusage, und von nun an sprachen alle Weiber und Mädchen in Priesenau von nichts anderm, als von der Hochzeit der schönen Regina. Aber gar mancherlei waren diese Reden, denn sie bestanden in einem bunten Gemisch von aufrichtiger und geheuchelter Beifreude, von Neid, Tadel, schlimmer Voraussagung und andern zweizüngigen Herzensergießungen. Indessen war der festliche Tag herangenahet. Der Schreinzeug der Braut prunkte, roth, blau, gelb und weiß angestrichen, in Brücks Werkstätte, ein junges Rind und zwei Schweine waren geschlachtet, sechs Gänse gestochen, zwanzig Kuchen gebacken und ganze Berge von Krapfen und Schneeballen *) standen aufgeschichtet, kurz, Frau Brück hatte nichts vergessen, was den Ehrentag ihrer Tochter, und damit sie selbst, verherrlichen konnte.

*) Krapfen und Schneeballen, ein fettes Lieblingsbackwerk der Landleute in Franken.

Als nun der Morgen des Dienstags nach St. Lorenzen angebrochen war, und die Thurm-Uhr die siebente Stunde kaum ausgeschlagen hatte, fing die große Glocke an zu erschallen, um der Stadt das heutige Hochzeitfest zu verkündigen. Nach altem Gebrauche sollte sie eine Viertelstunde lang ununterbrochen geläutet werden, aber kaum waren einige Minuten verflossen, als sie plötzlich verstummte. Das morsche Schwengelband war gerissen, der Schwengel mit schrecklichem Gepolter heraus gefallen, und die Glocke ohne Ton in Bewegung. Die Nachricht davon verbreitete Schrekken und Besorgniß im Hochzeithause, denn Jedermann war des Glaubens, daß eine böse Vorbedeutung aus diesem Unfalle hervorleuchte. Regina vergoß Thränen, aber ihre alte Magd tröstete sie mit der Belehrung, daß das erste Läuten dem Bräutigam, nicht aber der Braut, gelte, das Unterbrechen desselben daher auch nicht für sie ein schlimmes Zeichen seyn könne. Ob es aber nicht eine plötzliche Störung der Ehestandsfreuden auf Seite des Hochzeiters verkündige, wage sie nicht zu verneinen. Darüber kümmerte aber Regina sich nicht sehr, vielmehr erhob sich eine leise, frohe Hoffnung in ihrem Herzen, als

um acht Uhr das andere Zeichen mit der zweiten Glocke ertönte, und hellschallend eine Viertelstunde lang ungestört anhielt, denn sie wußte, daß dieses Läuten ihr angehöre.

Bald fanden sich ihre Jugendfreundinnen ein, um ihr im Braut-Anzuge behülflich zu seyn, den Brautkranz zu flechten und durch frohes Gespräch die herannahende ernste Stunde zu erheitern. Indessen füllte sich allmälig das Haus mit den geladenen Gästen. Der ehrenfeste Herr Bräutigam war schon seit einer Stunde in eifrigem Gespräche — nicht mit der Braut, von welcher er nur einen süßsauern Blick und kurzen Morgengruß empfangen hatte — sondern mit seinem künftigen Schwiegervater, und dem Nachbar Keßler, über das große Mutterschwein, welches ihm unlängst zu Grunde gegangen, und über den vielen Dung, womit er den neugekauften Acker müße befahren lassen.

Als nun auch der Herr Pfarrer im Priestergewande, mit frisch gewaschenem Ueberschlage und neugekrauster, schneeweiß gepuderter Perücke, glückwünschend in die Stube getreten war, begannen alle Glocken zu erschallen, und Jedermann machte Anstalt, den Zug zur Kirche anzutreten.

Diesen eröffneten zwei kleine, liebliche, nett-geschmückte Mädchen, beide Taufpathen der Braut. Dann folgten sechs Spielleute mit Zinken, Posaunen, Fagot und Clarinetten, die eifrig und fröhlich in ihre Instrumente hinein bliesen. Hierauf zur Linken des hochmüthig einherschreitenden Bräutigams der Herr Pfarrer mit einer Citrone in der einen, und dem Hute in der andern Hand, aus welchem ein braunseidenes Schnupftuch, das gewöhnliche Geschenk von der Braut, herabhing. Alsdann folgten paarweise die Männer, jeder mit einem langen Rosmarinstengel versehen, und nun die Königin des Tags — die schöne Braut — mit ihrem Brautführer, einem schlanken, freundlichen Jünglinge, zur Linken. Sechsmal wurde sie von dürftigen, aber sauber gekleideten, kleinen Mädchen mit rothen Seiden-Fäden aufgefangen, und jedesmal löste sie sich von ihnen mit funkelneuen Zwölfkreuzerstücken, die sie aus einem rothen, grünverzierten Geldtäschlein hervorlangte. Hinter ihr gingen die zwei Brautjungfern; dann folgte ihre Mutter mit einem Freudengesichte, auf welchem die Seligkeit ihrer Empfindung widerstrahlte. Ihre alte hinkende Frau Baas und Gevatterin, S a b i n a D i e t l e i n, mußte ihr zur

Seite gehen; und dann machten zehn andere Frauen den Beschluß des glänzenden Zugs, nachdem sie sich, nicht ohne geziertes Nöthigen zum Vortritte, in Paare gestellt hatten.

So bewegte sich also die Procession aus der äußern Stadt, wo Meister Brück wohnte, herein zur Kirche, und sobald diese betreten war, schallte eine schmetternde Musik von der Orgel herab, die der Herr Organist Offeney heimlich veranstaltet hatte.

Nachdem nun Jedermann an seinem bestimmten Platze war, und die Musik verstummte, intonirte Herr Offeney mit lauter Stimme das Lied: — „Wie schön leuchtet der Morgenstern ꝛc.“ und ließ die Orgel dermaßen ertönen, daß die alten Kirchenfenster erzitterten, und der schwachen Frau Base Dietlein Sehen und Hören verging. Nach diesem hielt der Herr Pfarrer eine hocherbauliche, herzrührende Predigt, die gar kein Ende nehmen wollte, über den holdseligen Spruch Sirach 26, 16. Regina, die jetzt am Scheidewege ihres Lebensgeschicks zu stehen glaubte, ward von dieser Kanzelrede tief bewegt und ergriffen; nicht aber also ihr Bräutigam, der während derselben nur an den, ihn erwartenden,

fetten Hochzeitschmaus und an seine Rinder und Schweine gedachte. Als aber der kurze, auf diese Predigt folgende, Gesang geendet war, und der Pfarrer, zum Beginn der Trauung, sich zu dem Altar begeben hatte, pochte der Braut das beengte Herzchen gewaltig, und umsonst hoffte sie, daß irgend ein rettender Bote der Vorsehung die Vorbedeutung des unterbrochenen ersten Hochzeitgeläutes bewahrheiten werde. Der Bräutigam trat wohlgemuth aus seinem Kirchenstande heraus, um die Braut zum Altar abzuholen. Die zwei Brautjungfern, welche dieser zur Seite standen, verneigten sich, wie gebräuchlich, abwechselnd tief gegen Beide und nachdem das ungleiche Paar an den Stufen des Altars angelangt war, vollzog der Pfarrer die Trauung. Auf dessen gewöhnliche Frage bebte ein leises Ja durch Reginas blasse Lippen und zitternd legte sie ihre kleine Hand in die breite und plumpe des Brauers. Von diesem begleitet, wankte sie, als die Trauhandlung geendigt war, einer Träumenden gleich, wieder zurück in ihren Stand, wo die Jungfrauen mit wiederholten Verneigungen sie empfingen. Zum Beschluß der Feierlichkeit erschallte abermals eine rauschende Musik von der Orgel herab und nach

deren Ende zog die Hochzeitprocession in eben der Ordnung wieder ins Brauthaus zurück, wie sie gekommen war. Hier waren indessen zwei Reihen langer Tafeln, mit blankgescheuerten, zinnernen Tellern, blinkenden Weingläsern und anderm Tischgeräthe reichlich versehen, hergerichtet worden. Nach kurzem Verweilen, und nachdem die weiblichen Gäste eilends daheim ihren feierlichen Kirchen-Putz gegen einen andern prunkenden Hausstaat umgetauscht hatten, setzten sich Alle an den Tafeln nieder, und ließen sich die, nach alter Sitte in bestimmter Folge allmälig aufgetragenen zwei Suppen, zwei Gemüse und zwei Braten nebst den mancherlei Zwischengerichten, wohl behagen. Dabei hätte eigentlich, dem Herkommen gemäß, der Herr Hochzeiter die Aufwartung verwalten sollen, aber seine Angesehenheit und Bequemlichkeit enthob ihn dieser Mühe. Er saß fest an der Seite der Neuvermählten, war vertieft in den Genuß der vielen schmackhaften Speisen, und hörte wenig auf die Rede seines andern Tischnachbars, des ehrenfeinen Herrn Pfarrers.

Vor der offenen Thüre standen viele dürftige Knaben und Mädchen, welche sehnsüchtig auf die dampfenden Schüsseln hinsahen und endlich

der Reihe nach mit einem Stück Kuchen und Weißbrod abgespeist wurden. Unter diesen ward, als der erste Braten abgetragen war, auch ein altes, graues Männlein in schwarzer, altfränkischer Kleidung, wahrgenommen. Er übersah die Reihen der Gäste und ließ seinen Blick auf der stillen Braut haften. Nach einem Winke von ihr befragte der Aufwärter das Männlein: Woher des Landes? — und welchen Gewerbs? — Darauf antwortete aber der Alte nicht, sondern trat bescheiden in das Gastzimmer und sprach: „Hochansehnliche Versammlung! Nehmt es einem Wanderer nicht für ungut, wenn er ungeladen in eure Mitte tritt. Ich komme aus fernen Landen, erfuhr hier auf meiner Durchreise, daß eine fröhliche Hochzeit in diesem Hause gefeiert werde, und ließ von meinem Herzen mich leiten, auch meinen Glückwunsch euch darzubringen. Verschmähet ihn nicht, sondern bedenket, daß er aus gutem, redlichem Herzen eines alten, armen Biedermanns kommt.“ — Diese Rede nahm Jedermann wohl auf, nur Herr Offeney ließ sich verlauten: das sey eine kecke Unbescheidenheit und Zudringlichkeit, weil der alte Geselle nicht Invitatus wäre, und auch kein hochzeitlich Kleid an-

habe. Aber die gutmüthige Regina achtete darauf nicht, sondern bedeutete den Aufwärter, unten in der Ecke der Stube ein Tischlein herzurichten, mit Speise und Trank zu besetzen, und dem Fremden zu sagen, daß er sichs da auf ihre Gesundheit wohl schmecken lassen möge. Der Alte that, was ihm geheißen war, sah aber dabei wiederholt seine Gutthäterin mit bedeutendem Blikke an.

Schon hatte der Abend sich genähert, schon waren die mannichfaltigen, glänzenden und klingenden Hochzeitgeschenke, welche die Gäste dem neuen Ehepaare verehrt hatten, vom Hochzeitlader in hochpreisenden Redensarten ausgerufen, schon die herkömmliche, sogenannte, Braut-Suppe dem Herrn Pfarrer in zwei großen, verdeckten Körben feierlich ins Haus getragen worden, schon hatten einige bejahrte Gäste glückwünschend Abschied genommen, als das fremde Männlein im schwarzen Rocke noch immer allein an seinem Tische saß, und zum Weggehen sich keineswegs anschickte. Die Zahl der Anwesenden wurde immer kleiner, setzte sich endlich in einen engen, vertraulichen Kreis zusammen, und der Schwarze entfernte sich nicht. Fortwährend heftete er einen so sprechenden Blick

des Verlangens auf die Hochzeiterin Regina, daß ihre Neugierde erwachte. Sie trat also an sein Tischlein mit den Worten: „Guter Alter, „Ihr verweilt noch immer hier und scheint etwas „auf dem Herzen zu haben, vertraut mir Euer „Begehren und so ich es zu erfüllen vermag, „werde ich es nicht unterlassen.“ — Darauf versetzte der Fremdling mit leiser Stimme: „Wisset vor Allem, schöne Jungfrau, daß ich aus Schwaben komme, und gerne ein Wort des Vertrauens zu Euch allein sprechen möchte.“ — Von den zwei Worten: — aus Schwaben — mit freudigster Ahnung ergriffen, führte Regina den Alten in ihre Kammer, ohne daß Jemand es gewahrte, und vernahm von ihm in eilenden Worten die Rede: „Suchet die Stunde zu verzögern, „zu welcher Ihr heute Nacht mit Eurem Angetrauten in die Brautkammer treten sollt. Ein „ferner Wanderer wird heute noch hier im Hause „einsprechen und unverhoffte Dinge werden sich „ereignen. Folget meinem Rath, lasset nicht über „Eure Lippen kommen, was ich Euch kund that, „und gehabt Euch wohl!“ — Mit diesen Worten schied schnell das Männlein von dannen. Vergebens suchte Regina, es aufzuhalten, vergebens,

weitere Kunde von ihm zu erforschen, vergebens, ihm zu vertrauen, daß sie erst morgen Abend, nach geendigtem Hochzeittanze, in Bierdümpfels Haus, und in das dort bereitete Brautgemach eingehen werde, — das Männlein verschwand schnell mit dem Nachrufe: „Harret muthig der „Dinge, die da kommen werden; sie sind nicht „mehr ferne.“

Tief bewegt kam Regina in die Stube zurück, wo nur noch wenige Gäste versammelt waren. Schweigend setzte sie sich an die Seite ihres Vaters, nahm aber keinen Theil an dem Gespräche von Rindern und Schweinen, welches Bierdümpfel, das Weinglas in der Hand, mit lautester Stimme führte. Kaum wurde daher ein leises Pochen an der Hausthüre vernommen, zum zweitenmale und stärker ward der eiserne Klopfer gehört, und also der Aufwärter hinab gesandt, um nach dem späten Zuspruche zu sehen. Man hört die Pforte öffnen, man vernimmt einen Ausruf des Staunens, Männerstimmen wechseln, feste Tritte steigen die Treppe hinauf, Regina sitzt auf Kohlen in ängstlicher Beklommenheit, alle Augen sind nach der Thüre gerichtet, — da thut diese sich schnell auf, und herein tritt, mit dem

Wanderstabe in der Hand und dem Felleisen auf dem Rücken — der Schreinergeselle Wilhelm Wanner von Biberach." —

„Gott grüß Euch, Meister Brück," sprach er mit herzhafter Stimme und Geberde — „Gott „grüß Euch, Frau Meisterin, und Dich, liebe „Regina! — Aber was muß ich vernehmen? — „Hier soll heute Hochzeit gewesen seyn zwischen „dem Brauer Bierdümpfel und Dir, meiner „Geliebten. Habt Ihr also vergessen, was unter „uns verabredet war, und was Ihr mit Hand „und Mund mir zusagtet, als ich Euch verließ, „um meine Eltern in Schwabenland heimzusu„chen?" —

Waren die Anwesenden von Wilhelms plötzlichem, unerwartetem Erscheinen schon überrascht und betäubt, so verstummten sie vollends vor seiner keckmüthigen Anrede. Sprachlos saß Jedermann da und eine augenblickliche, peinliche Stille herrschte im Gemach. Da brach Meister Brück dieses Stillschweigen mit den Worten: „Hast Du auch vergessen, Wilhelm, daß Du ver„sprachst, nach einer Frist von drei Wochen wie„der bei uns zu seyn? — Sind fünf Monate, „die Du ausbliebst, drei Wochen? — Und hast

„Du in dieser langen Zeit auch nur drei Zeilen „von der Ursache Deines längern Verweilens und „von dem Orte Deines Aufenthalts an uns ge„langen lassen? — Du hieltest Deine Zusage „nicht, also waren auch wir nicht an die unsrige „gebunden. Wer aber mochte uns die Versiche„rung geben, daß Du noch am Leben, daß Du „unserer Regina treu geblieben seyest, und daß „Du bald oder spät zurück kehren werdest? — „Der Eheverspruch unserer Tochter mit dem hier „gegenwärtigen Herrn Gastwirth Bierdümpfel „ist an drei Sonntagen vor der Hochzeit feierlich „von der Kanzel ausgerufen worden. Du hast „keinen Einspruch gethan, noch thun lassen. Un„sere Tochter ist nun mit dem Herrn Bier„dümpfel christlich und kirchlich verbunden und „Du hast weiter nichts mehr an sie zu suchen, „wirst auch wohl thun, wenn Du Dich bald wie„der von hinnen machst, damit ich nicht genöthi„get werde, Dich als einen Störenfried aus mei„nen vier Pfählen hinaus zu weisen.“ —

„Gemach, gemach! Meister Brück!“ — entgegente der unerschrockne Wilhelm, — „ge„wiß weiß ich, daß Ihr also nicht sprechen wür„det, wenn Euch kund wäre, welche Ursache, welch

„ein unvermeidliches, unglückliches Verhängniß
„mich abhielt, früher zu Euch zu kommen.“ —

„Wir wollen diese Ursache nicht wissen,“ — unterbrach ihn Frau Brück — „genug, daß „Du nicht zu rechter Zeit kamst und daß unsere „Tochter nun dem Herrn Bierdümpfel ehelich „und unauflöslich angetrauet ist. Denke also nur „nicht ferner an Regina und setze Deinen Stab „weiter.“ —

„Das bin ich zu thun nicht Willens,“ — erwiederte Wilhelm, — „Regina hat mit „Eurer Einwilligung sich ehelich mit mir versprochen. Ich kenne ihre Gesinnung gegen mich, „ich weiß, daß sie meiner gewartet haben würde, „wäre ich auch noch so lange ausgeblieben, wenn „sie nicht durch Zureden und Bestürmung dahin „gebracht worden wäre, dem Brauer ihre Hand „zu geben. Ich weiß, daß sie nur mich zum „Manne haben wollte, und daß sie einem Andern „nicht geworden wäre, hätte sie ihrem freien Willen folgen dürfen. Ihr wollt die Ursache meines längern Ausbleibens nicht hören, wohlan! „ich werde jetzt davon schweigen, aber das Gericht soll sie erfahren, wenn ich auf Trennung „der, zwar kirchlich eingesegneten, aber noch nicht

„gänzlich vollzogenen, Ehe zwischen dem Brauer „Bierdümpfel und Regina Brück klagen „werde.“

Derjenige, welchen die unverhoffte Erscheinung Wilhelms vor Allen anging, und dem es zugekommen wäre, dem kühnen Strom seiner Rede mit kräftigen Worten Einhalt zu thun, das ist, Meister Bierdümpfel, war bis jetzt da gestanden mit offenem Munde, stierem Blicke, herzlos und trostlos. Kein Wort war über seine zuckenden Lippen gekommen. Als er aber von dem Schreinergesellen, welchen er verloren, verschollen und am Ende der Welt sich gedacht hatte, die Worte Gericht und Klage gehört hatte, gedachte er alsbald — nicht an seine Neuvermählte — sondern an die fünfzig Thaler, welche der Rechtsstreit mit seinem Nachbar Zinshart um den Abfluß aus der Dungstätte ihm gekostet, den der schlaue, habgierige Advokat Kizfelder zu Hillingen vor drei Jahren als ganz unverlierbar ihm angerathen, aber, der scharfsinnigen, hochgelahrten Schriften ungeachtet, dennoch verloren hatte. Diese leidige Erfahrung hatte dem Brauer ein furchtbares Grauen vor allen Rechtskriegen eingeflößt, und da weniger sein Herz, als seine Ge-

winnsucht bei dem Eheverspruch mit Regina Brück im Spiele gewesen war, so stellte sich seinem Blick in die Zukunft nur die Möglichkeit eines schweren Verlusts an klingender Baarschaft dar, wenn er bemüssiget werden sollte, mit dem hitzköpfigen Schreinergesellen einen Rechtskampf um das Mädchen zu beginnen. Schnell brach er also das Stillschweigen mit den Worten: — „Was „Gericht? — Was Klage? — Was Prozeß? — „Ich brauche und will keinen Prozeß. Regina „ist zwar nun mein, mir angetrautes Weib; liegt „ihr aber ihr früheres Liebesverständniß mit dem „jungen Schreiner näher am Herzen, als die Ehe „mit mir, so sage sie es rund und frei heraus. „Voraus aber erkläre ich, daß, wenn sie mich „nicht behalten will, sie die Ehescheidung vor „Gericht anzubringen und zu erwirken hat, und „daß ich mirs keinen Heller kosten lasse.“ —

Mit sehr verschiedenen Empfindungen ward diese Rede des Brauers vernommen. Frau Brück glaubte ihren Ohren nicht trauen zu können, denn daß Meister Bierdümpfel nicht alles aufbieten und Mühe und Geld nicht scheuen werde, seine Regina sich zu erhalten, — daran hatte sie bis jetzt nicht im geringsten gezweifelt. Dem alten

Schreiner Brück wäre früher Wilhelm Wanner als Schwiegersohn lieb und willkommen gewesen, aber nachdem die Sache mit dem Brauer so weit gediehen war, hielt er es seiner Ehre zuwider, jenen dazwischen treten zu lassen und eine Störung der, nun einmal geschlossenen, Ehe zu gestatten. Daher seine Gegenrede an Wilhelm, die seinen frühern Gesinnungen so wenig entspricht.

Ganz andere Empfindungen aber hatte die Erklärung des Brauers in Regina und Wilhelm erweckt. Jene sah darin nur eine Erfüllung ihrer frühern, nie ganz erstorbenen, Hoffnungen, ein Eintreffen ihres Traums von Wilhelm, und einen günstigen Erfolg der Vorbedeutung vom Falle des Glockenschwengels. Im Glauben an eine höhere Lenkung ihres Geschicks stand sie daher keinen Augenblick an, zu erklären, daß, weil Herr Bierdümpfel nicht auf den Vollzug und die Fortsetzung ihres Ehebündnisses bestehe, er keine sonderliche Liebesneigung für sie hegen müsse und sie es also höchlich zufrieden sey, wenn dieses Bündniß wieder aufgelöst und Wilhelm Wanner ihr Ehegatte werde.

Dieser Erklärung, welche keiner Auslegung für Reginens Halbehemann, den Brauer be-

durfte, stimmte alsbald mit freudiger Stimme Meister Brück, und endlich auch die alte Mutter bei. Diese jedoch nicht ohne einiges Besinnen, und nicht ohne sichtbaren Kampf mit vereitelter, glänzender Hoffnung. Denn es fiel ihr schwer, der Aussicht auf das Regiment in der Bierdümpfelschen Wirthschaft und auf das stattliche Wesen ihrer Frau Tochter zu entsagen. Allein Wilhelms Gegenwart, die Zuversicht seines Auftretens und seiner Sprache, sein männlich schöner Anstand hatten Wunder gewirkt. Nur auf ihn waren nun die Blicke Aller gerichtet und Regina vermochte sich nicht mehr die Möglichkeit zu denken, daß nicht dieser, sondern ein Anderer, der unzertrennliche Gefährte ihres Lebens habe werden sollen. Und als er mit seelenvollem Blicke zu ihr sprach: — „Du warst mein und bist nun wieder „mein, und keine Gewalt soll Dich mir entreis„sen; und wenn der Bierwirth keinen Prozeß „um Dich führen mag, so will ich ihn führen „und alle Kosten desselben auf mich nehmen," — da konnte sie sich nicht länger halten. Innigst bewegt fiel sie mit Thränen der Freude ihm um den Hals, und gelobte ihm aufs neue ewige Liebe und Treue.

Herr Bierdümpfel aber fing allmälig an, bei diesem Schauspiele sich als einen sehr überflüssigen Zuschauer zu betrachten, und als er vernommen hatte, wie Wilhelm im Punkte der Prozeßkosten gesinnt sey, langte er nach Hut und Stock, empfahl sich der Gesellschaft mit kurzen Worten und Kratzfüssen und verließ schachmatt, wie ein besiegter Haushahn, den Kampfplatz.

Nun aber, als der lästige Gast von hinnen war, als die kleine Zahl der noch anwesenden Vertrauten sich wiederum niedergelassen und als die freudetrunkene Regina ihrem Wilhelm das beste Glas Wein, Braten, Kuchen und was sie sonst glaubte, das ihm behagen möchte, mit emsiger Geschäftigkeit zur Labung vorgesetzt hatte, that vor Allem Frau Brück den Wunsch kund, dasjenige von dem Ankömmlinge zu erfahren, was sie vor wenigen Minuten nicht wissen zu wollen erklärt hatte, — die Ursache nämlich, aus welcher Wilhelm so lange ausgeblieben und welche ihn abgehalten, sein Versprechen baldiger Rückkehr zu erfüllen.

Hierauf nun ließ der Schreinergeselle sich also vernehmen: „Liebe Frau Meisterin, obgleich der Nachtwächter, wie ich hörte, die zehnte Stunde

schon ausgerufen hat, und ich von meiner heutigen, eilenden Wanderung müde und ermattet mich fühle, so achte ich doch dessen nicht, um Ihr Verlangen zu befriedigen, und um mich heute noch vor der anwesenden, ehrbaren Gesellschaft zu rechtfertigen, daß es fürwahr meine Schuld nicht war, wenn meine Zusage unerfüllt blieb und ich zu rechter Zeit nicht heimkehrte."

„Von der Ankunft bei den Meinigen und von meinem achttägigen Verweilen zu Biberach zu sprechen, mag jetzt unterbleiben, weil solches zur Zeit nicht vonnöthen. Aber welch ein böses Geschick auf dem Rückwege über mich gekommen und wie es mir indessen ergangen ist, will ich nun kürzlich erzählen."

„Nachdem ich von meinen lieben Eltern abgeschieden war, meine gute Vaterstadt bereits weit hinter mir lag, der Tag sich geneigt hatte und ich, die Donaugegend vor Augen, am Rande eines Gebüsches im erquickenden Schatten einer alten Eiche ruhete, sah ich plötzlich sechs bewaffnete, baumstarke Kerle mit wilden Gesichtern aus dem Walde hervorkommen. Ehe ich mich aufraffen konnte, hatten sie mich umringt und sich meines, neben mir liegenden, Felleisens bemächtigt.

Mit den Worten: — „Stehe! oder du bist des Todes" — drangen sie auf mich ein, fragten mich, wer ich sey, woher? wohin? — banden mir die Hände auf den Rücken und zogen mich mit sich fort tief hinein in den dichtesten Wald. Sie redeten unter sich eine mir unverständliche Sprache und beantworteten mit Hohn meine Bitte um Erbarmen und Loslassung. Zwei Stunden lang waren wir schon im schärfsten Schritte gegangen, meine durstige Zunge klebte am Gaumen, die schwärzeste Nacht umgab uns, da gewahrte ich in scheinbarer, weiter Ferne den Strahl eines Lichtes und alsbald ertönte neben mir der grelle Ton einer Sackpfeife, dem ein gleicher von der Seite des Lichts her antwortete. Wir näherten uns demselben, es erschienen der Lichter nun mehrere, wir stiegen einen Hügel hinan, mancherlei Stimmen und räthselhafter Zuruf schallte uns entgegen und bald sah ich mich zwischen den Trümmern einer alten Ritterburg."

„Die Thüre eines Gewölbes, von wildem Gesträuche umgeben, öffnete sich und heraus trat ein alter Mann in schmutziger, zerrissener Kleidung mit einer hochlodernden Holzfackel in der Hand. Auf ein Zeichen kehrte er zurück in den

schauerlichen Bogengang und wir folgten ihm. Viele Worte wurden nun zwischen ihm und meiner Gesellschaft gewechselt, aber welsch und unverständlich blieb mir alles, was ich hörte. Nachdem wir lange in einem engen Gange fortgewandelt und unzählige Stufen hinauf und hinab gestiegen waren, gelangten wir endlich in einen weiten, von vielen Lichtern erhellten, Raum, und hier that sich mir eine neue, unterirdische Welt auf. Drei freundliche, junge Weiber bewillkommten uns, sechs muntere Kinder hüpften uns entgegen, eine lange Tafel stand gedeckt, mit dampfenden Schüsseln und blinkenden Weinflaschen besetzt und mancherlei vornehmes Zimmergeräthe stach wundersam ab gegen das weite, von Rauch und Dampf geschwärzte, Gewölbe. Viele glänzende Waffen hingen an den Wänden umher. Die Weiber und Kinder ließen neugierige Blicke auf mich fallen; aber bald trieben sie die Männer an einen Tisch in der Ecke, mein Felleisen wurde herbei getragen, geöffnet und alles was darin war und was Vater und Mutter mir eingepackt hatten, heraus genommen und, wie ich aus ihrem Rothwelsch zu verstehen glaubte, zur Vertheilung bestimmt. Da ermannte ich mich, trat aus dem

Winkel, in welchem man mich hatte niedersitzen heißen, hervor, und sprach: „Wollt denn Ihr, die Ihr, wie ich sehe, hier im Ueberflusse lebt, einen armen Handwerksgesellen seiner geringen Habe, und dessen, was er hoffte seiner verlobten Braut mitzubringen, berauben? — Was kann dieses Wenige Euch nützen? — Wohl aber wird eine solche Hartherzigkeit Euch Unsegen und Verderben bringen.“ — Bei diesen Worten horchten sie hoch auf, und sprachen lange unter sich in ihrer welschen Rede. Dann trat der Größte und Ansehnlichste von ihnen, den ich für den Befehlshaber hielt, zu mir, und donnerte mich hart an mit den Worten: „Du sprichst sehr keckmüthig, Bursche! Weißt Du wohl, daß es nur von uns abhängt, Dich nimmermehr das Tageslicht wieder erblicken zu lassen? — Du bist nun in unsern Händen, und unserm Gefallen unterworfen; aber wir sehen, daß Muth in Dir ist, und wollen daher säuberlich mit Dir verfahren. Du sollst Dein Felleisen, mit allem was darin ist, wieder bekommen; aber du mußt uns geloben und schwören, drei Monate lang bei uns zu verharren, zu unserm Gewerbe zu helfen, und unsern Befehlen zu gehorsamen. Willst Du das, so wird es Dir

nicht unvergolten bleiben.„ — Darauf erwiederte ich: — „Gestrenge Herren, was Euer Gewerbe ist, habt Ihr mir zwar nicht kund gethan, doch kann ich es wohl errathen. Ich aber bin ein einfacher junger Schreinersgeselle, der auf etwas Anders, als auf seine Arbeiten in Holz, sich nicht verstehet. Zu einem andern Gewerbe würde ich mich also schlecht anstellen; und daher bitte ich, mich damit zu verschonen.“ — „Das wirst Du schon lernen! Und nur nicht viel Wesens gemacht„ — sprach der Hauptmann mit starker Stimme. — Ich mußte meine Rechte in die seinige legen und feierlich schwören, binnen drei Monaten von der Gesellschaft nicht zu weichen, ihr und dem Hauptmanne getreu und gehorsam zu seyn, und tiefes Stillschweigen über alles zu beobachten, was ich bei ihnen sehen und hören würde. Als ich diesen abgedrungenen Eid geleistet hatte, rief der Hauptmann: „Jetzt heran zum Abendessen; das Uebrige wird sich schon geben.“ — Jedermann setzte sich nun zu Tische, wo weidlich geschmaust und getrunken wurde. Auch für mich wurde — besonders von dem jüngsten und schönsten der Weiber — reichlich gesorgt; ein wildes Gelag begann, aber, wie in dieser Ge-

sellschaft Speise und Trank mir schmecken konnten, werdet Ihr leicht errathen. Als ich endlich Ermüdung und Schlaf nicht mehr zu bergen vermochte, führte mich der Alte mit der Holzfackel, auf einen Wink vom Hauptmanne, eine Treppe hinan in ein enges Kämmerlein, wies mir ein Strohlager zur Ruhe an, setzte ein Lämpchen auf den alten, zerbrochenen Tisch und verschwand, ohne ein Sterbenswörtlein zu mir gesprochen zu haben. Die Thüre hörte ich ihn auswärts sorgsam verschließen; und nun befand ich mich mit meinem Kummer allein. Aber bald sank ich in tiefen Schlaf und erwachte nicht früher, als bis der Alte, aus dem Morgenschlummer mich rüttelnd, vor mir stand. Er hieß mich, ihm folgen; und im großen Gemache fand ich die gestrige Gesellschaft bereits beim Frühstücke versammelt. Bald brach man auf, ging die Treppen und Gänge hinan ans Tageslicht und dann fort durch einen Wald sechs Stunden weit in ein Dorf, wo bei einem bekannten, vertrauten Wirthe eingesprochen, geschmaust und gezecht wurde. Daß die feinen Gesellen irgend einen Anschlag haben mochten, muthmaßte ich aus ihrem eifrigen Geflüster. Von ihnen gingen bald Einige, bald kamen sie wieder.

Mit einbrechender Abenddämmerung aber zog Alles fort in den Wald. Als wir dessen Ausgang auf einer freien Höhe erreicht hatten, hieß mich der Hauptmann hier stehen bleiben, unablässig umher schauen und horchen, ob kein Streiftrupp, kein Hatschier, kein Landhusar sich sehen lasse. Nichts von all diesem ward ich gewahr und als ich kurze Zeit hier verweilt hatte, stürzte der Räubertroß schnaubend und eilig mit großen Bündeln herbei; auch mir ward ein Theil davon aufgeladen und nun gings rastlos durch Berg, Wald und Flur heim zur alten Ritterburg. Mit grauendem Morgen kamen wir an, die schweren Bündel wurden abgelegt und von den Weibern in Empfang genommen. Ein reichlicher Morgen-Imbis erquickte uns und dann suchte Jeder seine Schlafstätte.“ —

„Dergleichen Züge, dergleichen unruhiges Wesen, Treiben und Haschen, dergleichen glückliche, oft aber auch mißglückte Erbeutung war nun unser alltägliches Geschäft. Allenthalben hin mußte ich mitziehen, und mehrmals drang der Hauptmann in mich, an ihren Unternehmungen gegen reiche, stolze Geizhälse, wie er es nannte, nähern, thätigen Antheil zu nehmen. Aber jeder-

zeit entschuldigte ich mich mit meiner Unerfahrenheit, Ungeschicktheit und mit der Besorgniß, durch meine Theilnahme ihr Spiel zu verderben. Man brauchte mich also blos zum Wächter, Aufpasser, Lastträger und dergleichen. Täglich gab mir der Hauptmann seinen Unwillen darüber zu erkennen, daß — wie er sagte — mit mir nichts anzufangen sey. Dabei sank das Zutrauen, welches er anfänglich gegen mich gefaßt zu haben schien, täglich zu größerem Mißtrauen herab. Ich wurde scharf beobachtet. Man gestattete mir nicht, in Wirthshäusern und Schenken, abgelegenen Schäfereien, Mühlen und Fallhäusern, wo wir auf unsern Streifzügen öfters einkehrten, mit Jemanden zu sprechen, der nicht zu unserer Gesellschaft gehörte; und noch weniger erlaubte man mir zu schreiben. Ganz unmöglich war es mir also, meinen Eltern, oder Ihm, lieber Meister, Nachricht von meiner bejammernswürdigen Lage zu geben.“ —

Hier unterbrach Regina die Erzählung mit den Worten: „Seht Ihrs nun, liebe Eltern, daß mein Wilhelm außer Schuld war, indem wir ihn so lange vergeblich erwarteten, und keine Kunde von ihm erhielten. Mir ahnete so etwas wohl

und nun sey's Gott gedankt, daß diese Ahnung und mein Traum nicht leeres Hirngespinst war." —

„Ach, wie oft, liebwertheste Regina," fuhr Wilhelm fort, „habe ich Deiner gedacht, wie oft bist Du im Traume vor mir gestanden, wie oft hat Eure, leicht denkbare, Besorgniß um mich mein Herz beklemmt! — Aber ich vermochte kein Mittel zu meiner Rettung auszusinnen. Geduldig mußte ich also dem Ende der drei Monate entgegen sehen, auf welche ich mich der heillosen Genossenschaft hatte verschwören müssen. Als diese Zeit nun um war, bat ich den Hauptmann, mich zu entlassen und mein Felleisen mir zuzustellen. Aber denkt Euch meinen Schrecken, als ich von ihm hören mußte: — „Davon ist jetzt nicht die Rede. Du bleibst vor der Hand bei uns, und ich werde schon selbst, ohne dein Bitten, dir deine Freilassung ankündigen." — Nun hielt ich mich für rettungslos verloren, fürchtete, meine ganze Lebenszeit unter dieser Bande zubringen zu müssen, und versank in Tiefsinn und Verzweiflung. — „Wenn dir Gott nicht hilft," dachte und betete ich oft, „so ist deine Regina und das Leben zu Priesenau auf immer für dich dahin."

„Inbrünstiges Anrufen der göttlichen Hülfe war also von nun an mein tägliches Morgen- und Abendgebet und Hoffnung auf diese Hülfe mein einziger Trost, denn immer schärfer wurde ich von allen unsern Gesellen, Weibern und Kindern bewacht und beobachtet.“

„Oft hörte ich sie von einem Burggeiste erzählen, welcher in den Gängen, Gewölben und Kammern des verödeten Schlosses sein nächtliches Wesen treibe, mit schweren Ketten auf und ab raßle und tose, die Schlafenden necke und plage und sonst allerlei Muthwillen übe. Ich achtete aber um so weniger darauf, weil ich, obgleich schon über vier Monate in der Burg, selbst noch nichts davon gesehen noch gehört hatte. Doch mochte auch der feste Schlaf, in welchen ich meist nach der täglichen Ermüdung verfiel, Ursache davon seyn. Einstmals aber — es sind seitdem sechs oder sieben Tage verflossen — als nach Mitternacht der helle Schein des Vollmonds durch die schmale Oeffnung meiner Kammer auf mein elendes Strohlager fiel, und zufällig der Schlaf mich verlassen hatte, hörte ich ein leises Gehen und Bewegen vor meiner, immer von außen verschlossenen, Thüre. Ich hörte das Schloß ent-

riegeln, sah die Thüre sich aufthun, — und vor mir stand ein bejahrtes, graues Männlein in schwarzer, altfränkischer Kleidung" —

„Wie?" — unterbrach ihn hier Regina — „ein altes Männlein in schwarzem Kleide? — Eben ein solcher alter, kleiner Mann ist diesen Abend erst hier bei uns gewesen, hat mir gesagt, daß er aus Schwabenland käme und manches vertraut, woraus ich die Hoffnung schöpfte, Dich bald wieder zu sehen." —

„Ach das war Niemand anders als mein Retter" — versetzte Wilhelm — „höre nur den Verfolg meiner Erzählung."

„Das Graumännlein, vor meinem Lager stehend, ergriff meine Hand und sprach: „Längst habe ich dich beobachtet, junger Geselle, und deine Rechtschaffenheit und Gottesfurcht mit Wohlgefallen erkannt. Deswegen ließ ich unter allen den Unholden, welche jetzt in dieser verwüsteten Ritter-Veste hausen, dich bisher allein unbesucht und ungeneckt, denn du mußt wissen, daß meine Gestalt dem Burggeiste angehört, der seit Jahrhunderten in diesem Schlosse einheimisch ist, und von dem du schon wirst gehört haben. Aber nun mache eiligst dich auf und folge mir. Hier empfange

dein Felleisen! — Wandere unverzüglich nach Priesenau im Frankenlande, aber so schnell, als du vermagst, damit der Verlust, welcher dir droht, dich nicht treffe.“ — Der Alte führte mich nun schweigend durch die langen Gänge und Treppen, überall öffneten sich ihm von selbst die Thüren; er brachte mich vor das Burgthor und nahm mit den Worten: „Gehab dich wohl! und beschleunige deine Wanderung“ — von mir Abschied. Mit tiefster Gemüthsbewegung sah ich ihm nach, aber bald war er verschwunden.“

„Nun verdoppelte ich meine Schritte, um aus dem fatalen Reviere zu kommen. Als es Tag geworden war und ich lange einen breiten Fahrweg verfolgt hatte, erfuhr ich von Wanderern, die mir begegneten, daß ich auf der Landstraße nach Memmingen mich befände. Mittags erreichte ich diese Stadt, kehrte in der Schreiners-Herberge ein und hatte nichts eiligeres zu thun, als bei Seite den Inhalt meines Felleisens zu untersuchen. Hier fand ich nun nicht nur alles, was Vater und Mutter mir zum Abschied gegeben hatten, und was vorher darin war, sondern auch noch ein kleines, mir unbekanntes, Packet. Welch freudiges Erstaunen, als ich es

öffnete und zwanzig Goldstücke alten Gepräges darin fand! Dabei war geschrieben: „Vom Burggeiste, zum Hochzeitgeschenke.“ — „Du guter Geist,“ rief ich aus, „Du Retter meines Glücks und meines Lebens! Habe Dank! Nie werde ich Deiner vergessen.“ —

„Daß aber dieser Geist auch hier für mich sorgen und Dich, liebste Regina, zu rechter Zeit noch von meiner baldigen Ankunft benachrichtigen würde, — dieses hätte ich nicht von ihm erwartet. Auch dafür gebührt ihm mein innigster Dank. Wie erwünscht wäre es mir, und vielleicht Euch allen, gewesen, hätte ich einen Tag früher hier ankommen können; aber der Weg war weit und meine Kräfte schwanden, je näher ich dem Ziele meiner Wanderung kam. Die Erzählung derselben von Memmingen bis hieher werdet Ihr mir für heute erlassen. Schon schlägt es zwölf Uhr. Müdigkeit und Erschöpftheit zwingen mich, das Lager zu suchen. Sie erlaubt doch, liebe Frau Meisterin, daß ich mein vormaliges Gesellen-Kämmerlein wieder einnehmen darf?“ — „Herzlich gerne,“ erwiederte Frau Brück, „komme nur. Du wirst es finden, wie Du es „verlassen hast.“ Also drückte Wilhelm seiner

Regina mit Wonnegefühl die Hand, wünschte den Anwesenden, die alle aufmerksam seiner Erzählung gehorcht hatten, eine gute Nacht, und begab sich in seine Kammer. Auch Regina suchte bald ihre Schlafstätte, und legte sich, seit Monaten zum ersten Male wieder, mit beruhigtem, freudigem Gemüthe zur Ruhe nieder. Bald nahm der holde Schlaf sie in die Arme, liebliche Traumbilder umgaukelten sie und spät erst weckte sie der Strahl der Morgensonne.

Welche trauliche Gespräche, Fragen und Antworten wechselten, als Brücks Familie und Wilhelm beim Frühstück vereint waren, wie schnell die Kunde von der Rückkunft des schönen Schreinergesellen und dem schmählichen Rücktritt des Bierbrauers durch alle Häuser zu Priesenau sich verbreitete, und wie lebhaft diese Kunde zahllose Zungen und Beine in Bewegung setzte, — wer vermag dies alles zu erzählen? —

Um zehn Uhr aber verfügten sich Meister Brück, Wilhelm und Regina, in ehrbarer Kleidung und mit ernsthaften Gesichtern, langsamen Schritts zu dem Beamten des Städtleins, um ihm ihr Anliegen vorzutragen. Der biedere Herr Amtmann Mannhofer ließ durch seinen

Schreiber ein langes Protokoll darüber verfassen, versprach, den Brauer Bierdümpfel mit seiner Gegenrede nächsten Tags zu vernehmen, und dann den ganzen Stand der Sache dem Hochfürstlichen und Hochwürdigen Consistorio zu Onolzbach zum rechtlichen Erkenntniß pflichtschuldigst vorzulegen; gab ihnen auch sonst wegen des Erfolgs gute Vertröstung.

Nachdem hierauf ein Monat verstrichen, wurden Meister Brück, Regina, Wilhelm und Bierdümpfel sammt und sonders vor Amt beschieden, zur Anhörung des eingelaufenen Consistorial-Bescheids. Dieser lautete nun, wie der Amtsschreiber ihn respektsvoll ablas, also:

„Es sey die, zwischen dem Brauermeister Hans Caspar Bierdümpfel zu Priesenau und Regina Brück alldort geschlossene, priesterlich eingesegnete, aber per Conscensum Thalami noch nicht vollzogene Ehe dem Bande nach zu trennen und aufzuheben, jedem Theile auch freizustellen sey, sich anderwärts wieder zu verehelichen. Die aufgelaufenen Gerichtskosten aber habe Klägerin Regina Brück, bewandten Um-

ständen nach, allein zu tragen. Von Rechtswegen." —

Der Schreiber las hierauf noch weiter die, auf fünf Bogen kurz zusammen gefaßten, Zweifels- und Entscheidungsgründe den, über so viele juristische Weisheit hochverwunderten, Partheien vor, welche Gründe wir jedoch in diese Erzählung aufzunehmen billig Bedenken tragen. Der Herr Amtmann aber entließ dann mit freundlichem Gesichte die Comparenten, nachdem er die Bezahlung der Gebühren von Meister Brück in zehn blanken, bayerschen Thalern unmangelhaft empfangen hatte.

Herr Bierdümpfel hatte sich längst in sein wundersames Geschick ergeben, und tröstete sich nun für den Verlust seiner Braut mit dem Bewußtseyn, daß ihm dieses Ehe-Unternehmen nichts gekostet habe und auch die Scheidungskosten nicht ihm, sondern dem Gegentheile zuerkannt worden seyen.

Nach sechs Monaten ward ihm auch eine vollwichtige Entschädigung zu Theil; denn er vollzog ungestört ein, durch seinen Freund Prohr schnell und glücklich zu Stande gebrachtes, Eheverlöbniß mit der verwittweten, ansehnlichen Frau

Ochsenwirthin zu Michelfeld, welche 275 Pfund wog und ihm baare 3000 Thaler zubrachte.

Regina und Wilhelm aber dachten nun, nach gehobenem Hindernisse, ernstlich an die Vollziehung ihres Verspruchs der längst genährten Liebe und Treue. Meister Brück erfüllte seine frühere Zusage, trat dem wackern Gesellen seine Werkstatt ab und ließ Brief und Siegel darüber aufrichten.

Dem feierlichen Eheverlöbniß der jungen Leute folgte bald eine einfache, stille Hochzeit, denn zu einer geräuschvollen hatten beide nicht Lust. Pfarrer Heller hielt diesmal eine Traurede über die wunderbaren Wege Gottes und als Erfolg sah man, daß Jedermann der Meinung war, es könne nirgendwo ein schöneres, glücklicheres und beneidenswertheres Ehepaar geben, als den Schreinermeister Wanner und seine Gattin. Jeden Sonntag, wenn Regina zur Kirche ging, trug sie an ihrem Halse den goldenen Schaupfenning, den ihre Schwiegermutter ihr verehrt hatte, und alljährlich feierten sie den denkwürdigen Tag der Rückkunft Wilhelms aus Schwabenland, vergaßen dabei auch das graue Männlein im schwarzen Kleide nicht und fanden

sich beglückt durch den Glauben, daß Gottes Hülfe dem bedrängten Frommen nicht fehlt. Sie glaubten mit dem verewigten Sänger aus Wilhelms Vaterstadt:

„Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten.“ —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Viehbeck, Friedrich Wilhelm,

Volksmährchen aus Franken

Nürnberg 1827

P.o.germ. 1494 im
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121767-3